



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Dreunddreißigster Jahrgang.

N. 24.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Die schöne Wittwe.

Roman  
von

E. S. v. Dederoth.

### Zweites Kapitel.

Willi Barning war nicht wenig überrascht gewesen, von Doktor Wurm zu hören, es sei die Baronin Lieben selbst gewesen, die er gesprochen. Man hatte ihm gesagt, Schloß Liebenstein sei von der jetzigen Besitzerin noch nie betreten worden — Niemand von den Gutsangehörigen kenne sie persönlich; Willi hatte daher auch nicht darüber nachgedacht, daß nur die Besitzerin des Schlosses den Befehl gegeben haben könne, Jemand dort aufzunehmen; es war ja möglich, daß eine Verwandte oder Freundin derselben vorübergehend

dort wohnte. Ihn hatten andere Gedanken lebhafter beschäftigt als die Frage, wie die stolze, hochfahrende Dame sich nenne. Er hatte in ein Antlitz gesehen, das einen wunderbaren und seltsamen Zauber auf ihn geübt. Der Hochmuth der schönen Frau hatte ihn gereizt, ihr mit Selbstgefühl entgegenzutreten, er hätte sie beschämen, ihr verächtlich den Rücken wenden mögen, da that sie plötzlich mehr, als er forderte, sie befahl, die Verunglückte auf's Schloß zu bringen, er fühlte, daß sie sich ihres ersten Auftretens schäme, und er konnte ihr nicht grollen, daß sie seinen Dank stolz zurückwies; es gehörte zu dem eigenthümlichen Eindruck, den sie auf ihn gemacht, daß sie sich nicht darum kümmerte, ob er sein Urtheil über sie korrigirt oder nicht.

Es müßte ein göttliches Gefühl sein, den Stolz eines solchen Weibes zu bezwingen — dieser Gedanke war es ungefähr, der seine Stimmung charakterisirte, als er ihrer hohen Gestalt nachschaute. Jetzt, wo er hörte, sie sei die

Besitzerin des Schlosses, erlahmte der Flug seiner Gedanken, die sich mit ihr beschäftigten: wer so reich war, daß der Besitz eines Schlosses in so prächtiger Lage ihn nicht einmal verlockte, hier jeden Sommer zuzubringen, und der heute vielleicht nur hergekommen, um es gelegentlich kennen zu lernen, der war für ihn unnahbar; einem Weibe in diesen Sphären der Gesellschaft hätte Willi sich nicht aufdringen mögen, selbst wenn er Aussicht gehabt, seinem Selbstgefühl dabei keine empfindlichen Zumuthungen gestellt zu sehen.

Willi Barning war in der Schweiz aufgewachsen. Er war der Sohn eines herabgekommenen Künstlers, der in Folge schwerer Unglücksfälle und bitterer Erlebnisse sich dem Trunke ergeben und zu Grunde gegangen. Willi hatte seine Mutter nie gekannt, sein Vater hatte nie von ihr gesprochen. Als zehnjährige Waise kam er zu einem Optikus in die Lehre und erregte durch seine Fähigkeiten das Interesse eines Augenarztes, der den wissbegierigen Knaben



Die birmanische Gesandtschaft in Paris. (S. 288.)

ausbilden ließ und in seiner Kunst unterrichtete. So ward Willi der Gehülfe eines Arztes und Operateurs, dessen Bedeutung erst in weiteren Kreisen als im engen Rahmen der nächsten Umgebung einer kleinen Stadt bekannt wurde, bis das Schicksal es fügte, daß er zu einem auf der Durchreise verunglückten russischen Fürsten gerufen wurde, dem er durch eine kühne und geschickte Operation das Augenlicht rettete. Jetzt ward der Meister ein berühmter Mann, aber er war zu alt geworden, um sein Glück ausnützen zu mögen, einem Rufe an die Universität zu folgen und seine Heimat verlassen zu wollen. Er widmete sich, durch den dankbaren Ruffen von allen äußeren Sorgen befreit, jetzt ganz der Ausbildung seines Schülers, dem er, als er starb, auch sein ganzes Vermögen, all seine Habe hinterließ, da er seit zehn Jahren einsam in der Welt gestanden und seinen Verwandten befaß, der sich um ihn bekümmert, so lange er in bescheidenen Verhältnissen gelebt.

Willi Barning sah sich plötzlich in völlig unabhängiger und dabei auch in einer so günstigen Lage, wie er sich das nie hätte träumen können. Es stellte sich heraus, daß der Nachlaß seines Wohlthäters ein sehr bedeutender war. Der alte Arzt, welcher nur seinem Berufe gelebt, seine Bedürfnisse auf ein bescheidenes Maß beschränkt und von seinen Patienten nur diejenigen Honorare genommen, welche man ihm als freiwilligen Tribut der Dankbarkeit geboten, hatte sich nie darum bekümmert, Einnahmequellen, die ihm von anderer Seite her zu Gebote standen, auszubeuten. So hatte er, um bei seinen Studien völlig ungestört zu sein, keine Miether in seinem Hause aufnehmen und noch weniger den umfangreichen Garten, der dasselbe umgab, veräußern mögen, obwohl ihm, besonders in der neuesten Zeit, mehrfach Anerbietungen von Spekulanten gemacht worden waren, ihnen wenigstens einen Theil seines Gartens abzutreten. Es stellte sich jetzt heraus, daß eine Bahnlinie projektirt war, welche das Grundstück des Arztes durchschneiden sollte, und daß der Werth des Grund und Bodens sich in den vierzig Jahren, die der Verstorbene hier gelebt, ungeheuer erhöht. Willi hatte keine Ursache, das Haus seines Wohlthäters aus Rücksichten der Pietät vor der Veräußerung zu bewahren; noch während seiner letzten Krankheit hatte ihm der alte Arzt die Mahnung wiederholt, nicht eher als praktischer Arzt aufzutreten, als bis er in den bedeutendsten Kliniken Deutschlands und Frankreichs Erfahrungen gesammelt und seine Studien vollendet, er solle sich dann niederlassen, wo es ihm gefalle.

Die Hinterlassenschaft war so bedeutend, daß Willi kaum das Kapital anzutasten brauchte, um die bedeutendsten Kliniken Mitteleuropas zu besuchen und dabei der Sorgen um materielle Bedürfnisse entbunden zu sein. Zwei Jahre waren seit dem Tode seines Wohlthäters vergangen, als er durch die Herausgabe einer wissenschaftlichen Abhandlung seinem Namen in der medizinischen Welt Aufsehen verschaffte. Er befand sich in München. Unter den vielen anerkennenden Schreiben, die ihm zu Theil wurden, erhielt er auch ein solches von einem Arzte aus \*, der nach einigen sachlichen Bemerkungen die Anfrage stellte, ob er nicht nach \* kommen wolle, er habe einen Patienten, dessen Leiden zu studiren ihm jedenfalls von großem Interesse sein werde.

Willi antwortete, er beabsichtige eine Erholungsreise in's \*sche Gebirge zu machen, werde aber später nach \* kommen. „Es trifft sich das sehr günstig,“ schrieb der Arzt zurück, „ich schicke meinen Patienten, den Justizrath Frelich, nach Bad L., wo Sie jedenfalls Station machen werden, denn es liegt im Mittelpunkt der schönsten Partien des \*schen Gebirges. Ich kann Ihnen überdem mittheilen, daß der Justizrath auch in anderer Beziehung ein Interesse hat, Ihre Bekanntheit zu machen. Als ich ihm Ihren Namen nannte, erkundigte er sich mit lebhafter Neugierde nach Ihren Familienbeziehungen, über die ich leider keine Auskunft zu geben vermochte; der alte, würdige Herr würde es also in doppelter Beziehung bedauern, wenn Sie ihm nicht die Freude eines gelegentlichen Besuches gönnten.“

Willi mußte über sich selber lächeln, daß die letztere Bemerkung etwas Erregendes für ihn hatte, das seine Gedanken immer wieder beschäftigte. Es waren keine angenehmen Erinnerungen, die er aus der Jugend bewahrt, er hatte nie gern über seine Eltern gesprochen. Mühte er auch nichts Genaueres, so ruhte doch auf seiner Mutter der Schatten, daß sie sich von seinem Vater getrennt, der sie sehr geliebt, denn so viel hatte der alte Barning seinen Sohn errathen lassen, daß er die Lust am Leben verloren, seit er ein einsamer Mann geworden. Man hatte das Bild einer schönen Frau und eine Haarlocke in einem Behältniß gefunden, das Barning stets sorgsam verschlossen gehalten, er hatte alle seine Werthsachen veräußert, als er sich dem Trunke ergeben, aber die Goldfassung des Medaillonbildes und eine kleine Schnur echter Perlen, mit der die Haarlocke umschlungen, hatte er nicht angetastet; diese Reliquien hatte er heilig gehalten.

Verstündete es Willi's Vater, daß seine Frau sich von ihm getrennt oder nicht? Ein Brief von ihr, den man im Nachlaß gefunden, schloß den Zweifel aus, ob der Tod das Band gelöst, das Schreiben enthielt nur die Worte: „Versuche es nicht, meine Spur zu suchen, es würde Dir nichts helfen, ich würde mich lieber in's Wasser stürzen, als das Leben mit Dir länger ertragen.“

Wehr als fünfzehn Jahre waren verflossen, seit Willi seinen Vater begraben, nie hatte sich seine Mutter um ihn bekümmert, oder es war ihr nicht gelungen, ihn zu finden, wenn sie nach ihm geforscht. In der Nachlassenschaft seines

Vaters hatte sich nichts gefunden, was errathen ließ, wo seine Heimat gewesen, ob er Verwandte hinterlassen; wahrscheinlich hatte er alle seine Papiere, die hierüber Auskunft geben konnten, vernichtet, er hatte als ein Vereinsamter, der nichts mehr vom Leben zu fordern, zu Grunde gehen wollen, er hatte ja zum Kaufe seine Zuflucht genommen, um seine Erinnerungskraft zu betäuben. Willi hatte demnach über seinen Vater zu erröthen, jetzt verlangte plötzlich Jemand darnach, ihn kennen zu lernen, um ihn über seine Herkunft zu befragen! Sollte er die trüben Erinnerungen seiner Jugend einem Fremden preisgeben, war es nicht Thorheit, zu hoffen, er könne jetzt etwas über seine Mutter erfahren, was besser in Vergessenheit begraben blieb? Konnte er eine Mutter lieben, die seinen Vater elend gemacht, die demselben ihr Kind überlassen, ohne sich darnach zu sehnen, von demselben wieder etwas zu hören?

Solche Gedanken erregten Willi, obwohl er sich hundertmal sagte, es wolle hier jedenfalls ein Irrthum, zu dem eine Ähnlichkeit des Namens den Justizrath verleite. Willi's Vater hätte seinen Sohn jedenfalls Verwandten überantwortet, wenn er solche besessen, oder doch auf dem Sterbebett dieselben genannt, damit Willi bei ihnen Zuflucht suche.

Als Willi in L. eintraf, fand er den Namen Frelich's noch nicht in der Kurliste, er selbst zeichnete sich daselbst als Willi Barning ein, ohne den Dokortitel hinzuzufügen; er vermied jeden Verkehr mit der Badgesellschaft, er wollte seine Ruhe ganz der Erholung und dem Genuße der schönen Natur widmen und weder von Leidenden konsultirt werden, noch mit den Badeärzten sich in wissenschaftliche Disputationen einlassen.

Als er die verunglückte Frau dem Doktor Wurm übergeben und den Rückweg nach L. eingeschlagen, beschäftigte ihn die Frage, ob er nicht besser thue, L. zu verlassen. Der Weg in die Schlucht von Liebenstein war ihm in den wenigen Tagen seines Hierseins eine Lieblingspromenade geworden, er mußte dieselbe aufgeben, wollte er nicht stets darauf gefaßt sein, der schönen, stolzen Frau in den Weg zu kommen, die einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er aus Neugierde, Interesse oder Liebe, was es nun war, das ihm das Blut in Wallung gesetzt, keine Mühe gescheut hätte, ihr wieder zu begegnen, wenn die Vernunft ihm nicht gesagt, daß er damit eine Thorheit begehe. Sollte er sich leichtfertig der Gefahr aussetzen, sich in ein Weib zu verlieben, das, selbst wenn sie frei, selbst wenn ihr Stolz zu besiegen, doch nie ein Wesen war, dem er zumuthen konnte, eine Doktorfrau zu werden, die niemals, selbst wenn das Wunder geschah, daß sie Gefallen an ihm fand, für die gesellschaftliche Stellung, die er ihr bieten konnte, für die Pflichten paßte, die ihr oblagen, wenn sie sich im Bunde mit ihm glücklich fühlen sollte!

Um dem Doktor Wurm nicht wieder zu begegnen, wenn derselbe vom Schlosse zurückkehrte und ihn überholte, schlug Willi einen Umweg ein, der ihn bei der Försterei vorbeiführte. Er war durstig geworden und trat in die Umzäunung der Försterei, sich ein Glas Milch zu erbitten. Da er Niemand im Vorgarten oder an den Fenstern erblickte, begab er sich in den Hof, doch stuzte er plötzlich, auf einer Bank am Hinterhause saß eine junge, sehr leidende aussehende Dame in tiefer Trauer.

„Verzeihen Sie,“ sagte er, den Hut ziehend, als die Dame sich bei seinem Anblick erhob, „ich suchte Jemand, von dem ich ein Glas Milch erbitten könnte.“

„Ich werde Ihnen sogleich ein solches bringen,“ antwortete die Dame und machte Anstalt, ihn zu bedienen.

Willi erröthete verlegen, er hatte für Geld einen Trunk erbitten wollen, eine Magd gesucht, und eine städtisch gekleidete Dame wollte seinetwegen nach dem Kuhstall gehen. Er protestirte, aber die Dame nahm seine Weigerung nicht an. „Es ist zufällig niemand Anderes zu Hause,“ sagte sie mit einem Lächeln, das ihren bleichen, von Krankheit oder Gram welken Zügen einen lieblichen, höchst ansprechenden Ausdruck verlieh; „selbst die Magd ist noch nicht da, obwohl es schon Zeit zum Welken ist, aber ich verstehe das auch, ich bitte nur, einen Augenblick zu warten.“

Damit eilte sie davon, ohne Willi's Vorstellungen zu beachten. Er hatte die Dame für einen Gast gehalten, der in gleicher Absicht gekommen wie er, jetzt erfuhr er, daß sie zum Hause gehöre, und da war eigentlich das Bedenken, ihre Dienste anzunehmen, überflüssig, aber das Leidende ihres Aussehens machte es Willi peinlich, daß er ihr eine Bemühung verursachte. Als das junge Mädchen aus dem Kuhstalle zurückkehrte und ihm freundlich die geholtte Erfrischung bot, hatte sie Mühe, einen krampfartig ausbrechenden Husten zu überwinden.

„Sie sind leidend,“ sagte er mit Theilnahme, „haben Sie diesen Husten schon lange?“

„Nein, ich habe mich wohl erkältet, ich habe mich noch nicht wieder an die schärfere Luft des Gebirges gewöhnt.“

„Ah, Sie kommen aus der Stadt? Dann gebe ich Ihnen den Rath, für's Erste nach Sonnenuntergang nicht mehr im Freien zu verweilen und, wenn der Husten anhält, doch ja einen Arzt zu konsultiren.“

„Ich danke Ihnen, aber ich werde wohl bald wieder nach einer Stadt ziehen.“

Willi schaute fragend auf; das Klang, als wisse sie noch nicht, wohin, aber er mochte keine zudringliche Neugierde verrathen, wie sympathisch ihm auch das Interesse war, das ihm dieses Mädchen einflößte.

„Die Gebirgsluft ist besser für Sie als die einer

Stadt,“ sagte er nach kurzer Pause, „Sie müssen sich nur des Abends im Zimmer halten.“

Das junge Mädchen lächelte trübe. „Wer arm ist,“ versetzte sie, „muß suchen, wo er Brod findet.“

Willi nickte zustimmend. „Ja,“ sagte er, „aber ich hoffe, Sie suchen sich solches nicht bei der Nähmaichin. Davor müßte ich Sie dringend warnen, da hätte Ihr Husten eine sehr bedenkliche Erklärung.“

„Ich bin Nähterin.“

„Und ich bin Arzt; da Sie hier im Hause jedenfalls Verwandte haben, werde ich dem Herrn Förster sagen, daß er Sie nicht fortlassen darf, wenigstens nicht eher, als bis Sie anders aussehen.“

Das junge Mädchen lächelte wieder. Es lag etwas Schmerzliches in diesem Lächeln, mit dem sie es anerkannte, daß der Fremde es gut mit ihr meine.

„Es geht nicht Alles, wie man will,“ versetzte sie, sich bemügend, einen leichten Ton anzuschlagen. „Mein Bruder würde mich schon hier behalten, wenn es möglich wäre.“

„Ist die Stelle denn so schlecht dotirt? Wenn Sie Einvände machen, gehe ich zur Baronin, die ist reich genug, um ihre Beamten so zu besolden.“

Er konnte nicht aussprechen, das junge Mädchen ward zum Erschrecken bleich und starrte ihn mit einer Angst und Unruhe an, die ihm das Wort im Munde verstummen ließ.

„Was haben Sie?“ fragte er befremdet; „ist Ihnen nicht wohl?“

„Sie kennen die Frau Baronin?“ stotterte sie; „weiß sie es, daß ich hier bin?“

Willi sah, daß das Mädchen zitterte. „Ich bin hier eben zufällig begegnet.“

Wieder ward er unterbrochen. „Sie ist hier?“ rief das Mädchen auf, wie von Entsetzen und Angst gepackt.

„Um Gottes willen, beruhigen Sie sich,“ antwortete Willi, der ihre Hand ergriffen, „Ihr Puls steigt und Ihre Hand ist kalt wie Eis! Was haben Sie von der Baronin zu fürchten? Ich kenne die Dame kaum und werde nicht von Ihnen reden, wenn Sie es verbieten.“

Der Förster war nach Hause gekommen, er hatte den Wortwechsel auf dem Hofe gehört, er trat hinzu. Der Förster war ein Mann in den Dreißigern, wohl ein Duzend Jahre älter wie seine Schwester.

„Wer ist der Herr?“ fragte er die Letztere, ehe Willi ihn noch bemerkte.

Willi schaute sich um. „Ich bin zufällig hier,“ antwortete er, dem Mädchen zuvorkommend, „ich dat um einen Trunk. Ich bin Arzt und finde Ihre Schwester sehr krank, sie fiebert.“

„Was sprachen Sie da von der Baronin?“

Willi erklärte, welche Absicht er angedeutet. Der Förster mochte es schon wissen, daß die Baronin auf Schloß Liebenstein eingetroffen; er erschrak nicht, aber seine Miene ward bei der Erklärung Willi's eher düsterer, als daß ihm dieselbe befriedigt hätte. „Sie mögen es gut gemeint haben oder nicht,“ versetzte er, „aber Sie mischen sich in Angelegenheiten, die Sie nichts angehen. Wenn meine Schwester einen Arzt braucht, werde ich ihr einen verschaffen.“

Das Wort des Försters zeigte sich doch als vernehmlich. Wieder besiel Hulda ein Hustenkrampf, aber zugleich auch ein Schwindel. Sie wankte, das Leben in ihren Augen schien zu erlöschen, sie wäre ohnmächtig zu Boden gesunken, wenn Willi sie nicht gehalten.

Der Arzt trug die Kranke in's Haus, er holte frisches Wasser, ihr die Schläfen und die Stirne zu besprengen. „Das geht vorüber,“ sagte er zu dem Förster, der in einem Gemisch von ängstlicher Besorgniß und finsterner Verzweiflung dreinschaute, „aber es darf sich nicht wiederholen. Lassen Sie einen Arzt kommen.“

„Sie sind ja Arzt! Verzeihen Sie mir, ich dachte nicht, daß es so schlimm stehe. Hulda sollte nicht wissen, daß die Baronin hier ist, sie sollte morgen in der Stadt fort, meine Frau ist ja deshalb nach der Stadt gefahren. Was soll ich nun anfangen? Es ist, um sich eine Ruhe durch den Kopf zu jagen.“

Es war für Willi unverständlich, was den Förster so erregte, warum das Eintreffen der Baronin dieses Mädchen zwingen sollte, die Försterei zu verlassen. Es spielte hier ein Geheimniß, das ihn bei dem Eindruck, den die Baronin auf ihn gemacht, um so lebhafter zur Neugierde reizte.

„Wenn Ihre Schwester wo anders ruhiger eine Kur brauchen kann als hier,“ sagte er zum Förster, „so lassen Sie dieselbe so bald als möglich abreisen. Ich werde Ihnen eine Arznei schicken, die vorläufig genügen wird; Ruhe ist die Hauptsache; ich konnte nicht ahnen, daß der Anfall durch Schrecken und Angst hervorgerufen worden.“

„Sie sind sehr gütig, Herr Doktor. So weit ist meine Schuld mit Geld abtragen kann.“

„Sie sind mir nichts schuldig,“ unterbrach Willi den Mann. „Ich praktizire nicht für Geld. Es war mein nehmendes Interesse, nicht Neugierde oder Zudringlichkeit, was mich hier fesselte und zu gut gemeintem Rathschläge verleitete.“

Der Förster hatte Willi bis vor die Thüre begleitet, nachdem der Letztere Hulda auf ein Sopha gelegt und der Erschöpfsten Ruhe empfohlen. Jetzt war er es, der Willi zurückhielt.

„Ich kann es Ihnen nicht erklären,“ sagte er, „weil halb ich meine Schwester fortzuschaffen muß und weßhalb Hulda so erschreckt, daß die Baronin hier und daß Sie ihretwegen mit derselben sprechen wollten. Gott weiß, was

die Dame mit einem Male hergeführt und was mir der nächste Tag bringt. Aber das hat ja auch kein Interesse für Sie. Ich möchte nur, daß Sie nichts Schlechtes von mir denken. Vergeben Sie mir, daß ich unwirksam gewesen, und haben Sie herzlichen Dank."

"Wollt ich es dem Förster an, welche Selbstüberwindung es denselben kostete, die in ihm tobenden Leidenschaften zu beherrschen; wie gerne er auch dem Manne seinen Rath und seine Hülfe geboten hätte, durfte er doch weder eine Frage thun, noch sich zudringlich zeigen, sollte der Förster nicht sein Interesse, seine Theilnahme für unberufene Neugierde halten."

"Ich werde wiederkommen, Herr Förster," sagte er, denselben die Hand reichend, "um Ihnen zu beweisen, daß mein Interesse ein aufrichtiges ist."

Mit diesen Worten entfernte er sich und lenkte seine Schritte dem Badeorte zu, in welchem die Klänge einer rauschenden Musik verkündeten, daß man das Nachmittagskonzert heute bis in die Abendstunden ausgebeht.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wahrsagen aus der Hand.

Skizze

von

Heinrich Boehnke-Reich.

(Nachdruck verboten.)

Fast so alt wie das Menschengeschlecht ist auch die mit mehr oder minder Glück geübte Kunst, aus den Linien und Hügelchen der linken Hand den Charakter und die zukünftigen Schicksale eines Menschen zu prophezeien. Die Chiromantie wurde namentlich in Aegypten gepflegt, jetzt wohl hauptsächlich von Siamern, die ja auch als Aegypter bezeichnet werden. Aristoteles und Plinius, dann im sechzehnten Jahrhundert Theophrastus Paracelsus, Cardanus und Porta erwähnen und besprechen diese Kunst und suchen ihr ein wissenschaftliches Ansehen zu geben; schon im zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt gab Artemidoros aus Daldis in Lydien in seiner "Traumdeutung" (Oneirokritika) eine zusammenhängende Uebersicht der Lehre von den Lineamenten. In neuester Zeit lagte auch die bekannte Lenormand (geb. 1768, gest. 1843) aus der Hand wahr und fand viele Anhänger, und noch heute glauben viele Leute aller Stände an diesen Zauber. Die Linien der Hand sollen hieroglyphische Zeichen sein, in welchen die Gottheit offenbart, wie sich das Geschick eines Menschen gestalten wird, wie es schon Hiob 37, 7 heißt: "Alle Menschen hat er in der Hand, als verschlossen, daß die Leute lernen, was er thun kann."

Es mag Jeder darüber denken, wie er will, und wir lehnen jede Verantwortung für die Unfehlbarkeit dieser Prognostika ab, obwohl von den Chiromanten ganz seltsame Dinge berichtet werden. Die Linien und Hügel der Hand besitzen alle Menschen, aber nicht in zwei Händen stimmen sie überein: sie variiren in Zahl, Farbe, Richtung und Zusammenhang, ebenso wie Augen, Nase, Mund, Rinn, Ohren allen Menschen gemeinsam und doch bei Jedem anders geformt sind.

Die Wissenschaft der Chiromantie zerfällt in zwei Haupttheile: die Chiromonomie, die Lehre von der Gestalt der Hand als ein Ganzes, die besonders der Kapitän d'Arpentigny in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts in ein System brachte, und die eigentliche Chiromantie, die Lehre von der Bedeutung der Linien und Hügel im Handteller, der innern Handfläche.

Sehen wir uns zuerst etwas in der Chiromonomie um. Henri Delaage weist in seiner "Perfectionnement physique de la race humaine" nach, daß die Körpergestalt das Reflexbild des moralischen und geistigen Wesens des Menschen sei; die Gedanken und Empfindungen vertheilen der Gesichtsbildung ihren Ausdruck, bringen ihn entweder dem Thiere näher oder entfernen ihn durch poetischen Hauch. Die Hand ist ebenso eine Physiognomie wie das Gesicht, eine schöne Hand ist ein von der Natur mitgegebener Empfehlungsbrief, aber während Gesicht und Gehirn unter den gestaltenden Einflüssen der Umgebung und Gegenwart sich herausformen, soll die Hand aus dem Buch der Zukunft sein. Die Hände sind das lebende Wappen, welches ein Kind wie eine Erbschaft in die Welt mitbringt, sie sind das Kennzeichen der Klasse. Die Hände aristokratischer Familien sind wesentlich verschieden von denen der Bürger oder der Proletarier; schöne Hände sind wie Adelsbriefe, die von einer Reihe alter Vorfahren Zeugnis ablegen. Thackeray hebt hervor, daß es vor allen anderen Gliedmaßen die Hände seien, welche durch die Art der Beschäftigung am meisten in ihrer Formation beeinflusst und bestimmt werden. Eduard Reich bemerkt, daß die Verwendung der Hände für das Seelenleben immer größer wird, je höher die Stufe organischer und sozialer Entwicklung des Menschen ist. Wertwürdig aber sei es, daß die Intelligenz nicht so großen Einfluß auf die Verfeinerung der Hände ausübt, als das Gefühlslieben, und je höher dieses in guter oder böser Richtung potenziert ist, desto feiner organisirt sehen wir die Hände. Viele der größten Meister besaßen Hände, die einem Landsknechte des Mittelalters eben gemacht hätten, während Menschen mit höchstentwickeltem Geistesleben meistens vergeistigte, ätherisch schöne Hände aufzuweisen haben.

d'Arpentigny theilt die Handsformen in sieben Kategorien: elementare, schaufelähnliche, künstlerische, nützliche, philosophische, weltliche, gemischte. Die elementare Hand zeigt eine sehr niedrige Stufe der Civilisation an, ihr Handteller ist mächtig groß, dick, hart; die Finger klobig, ungleich; es ist die Hand der größten Arbeit, ihr Inhaber kann sein Glück namentlich im Kriege als kühnster Dreinschläger machen. Die schaufelartige Hand zeigt einem Grabstich ähnliche erste Fingerglieder. Leute mit solchen Händen sind außerordentlich thätig, in steter Bewegung, im Frieden gewandte Handwerker oder Anhänger leichter Liebsabereien, im Kriege mutige Soldaten; Billardspieler von Profession — die Tony-Löhner, Schichtmeister und dergleichen haben fast immer schaufelartige Hände. Die künstlerische Hand hat im ersten Gliede ziemlich starke Finger, die mehr oder minder kegelförmig spitz zulaufen, der Daumen ist klein, der Handteller gut entwickelt. Menschen mit solchen Händen suchen alles Schöne nur in der Gestalt, ziehen das

Schöne der Nützlichen, die Form dem inneren Weien vor. Entwurfsfähige Schwärmer, dann auch Abenteuerer, Glücksjäger, von ihrer Verächlichkeit lebende Personen besitzen fast ausnahmslos derartige Hände. Die nützliche Hand ist von mittlerer Größe, hat plumpe Finger mit vierkantigen Endgliedern, großen Daumen mit stark entwickelter Wurzel. Die Hand der Mehrzahl der Industriellen und Bourgeois, die das Bequeme an Stelle des Schönen setzen, der Menschheit nützliche Leute, die Eisen- und Pferdebahnen anlegen, sich mehr bequem als elegant kleiden, für welche Liebe und Ehe häufig nur ein materielles Geschäft ist. Die philosophische Hand hat einen ziemlich großen, elastischen Handteller, starke Fingergelenke, einen großen Daumen. Eine solche, von allen anderen am leichtesten zu unterscheidende Hand besitzen die Gräbler in wissenschaftlichen Dingen, die Forscher. Die weltliche Hand ist ohne Zweifel die schönste und auch seltenste: die aristokratische Hand. Sie ist in Verhältnisse zur Körpergröße klein und fein, der Handteller mittlerer Größe, die Finger gelenkig, die Fingergelenke wellig schlank. Sie ist das Anzeichen elegant harmonischer Bewegungen, der Sitten der besten Gesellschaft — aber zur Arbeit ungeeignet, befähigt sie nur zu einem Leben gleich dem der Vögel unter dem Himmel oder der Lilien auf dem Felde. Eine solche Hand ist das Entzücken der Frauen. Die gemischte Hand, welche überaus häufig vorkommt, läßt sich in keine dieser Kategorien einreihen, sondern zeigt Kennzeichen aus ihnen allen gemischt.

Kleine Daumen zeigen einen Gefühlsmenschen an, der mehr dem Impulse als der kalten, ruhigen Ueberlegung folgt.

Dem Geiste der "geheimen Wissenschaften", die sich ja meistens mit den Gestirnen in Bezug setzen, angemessener scheint folgende Eintheilung der sieben Handtypen: die sanguinische (Jupiter), gallische (Saturn), nervöse (Merkur), arbeitame (Mars), sanguinisch-lymphatische (Mond), nervös-lymphatische (Venus), harmonische (Sonne).

Jupiter regiert den Zeigefinger, der "jupiterische" (sanguinische) Handtypus ist physiologisch der vollkommenste, in schönen Verhältnissen proportionirt, die Fingerspitzen sind etwas edig mit Ausnahme des Zeigefingers, der — ein Zeichen des Befehls — spitzer endigt. Die edigen Fingerringen zeigen Charakterfestigkeit an; das erste Fingerglied ist stark, ohne Abzeichen, ein Zeichen der Schnelligkeit des Entschlusses. Unter dem Zeigefinger befindet sich der Jupiterhügel (A), in unserer Figur B. Der saturnische Typus hat lange, frohige, an den Enden derbe Finger, matte, farblose Haut. Leute mit solchen Händen sind neben orientalischer Gravität gallischen Temperaments. Der Saturnhügel (h, C) liegt unterhalb des Mittelfingers, die von ihm nach der Handwurzel sich ziehende Linie ist die Glückslinie (4).



Der merkurische Typus zeigt eine nervöse, quecksilberig bewegliche Person an. Die Hand ist zart, dennoch kräftig, mit schlanken Fingern; der kleine Finger ist etwas länger als an anderen Händen, endigt spitz, kann jedoch auch ein wenig edig sein. Unterhalb des kleinen Fingers erhebt sich der hohe Merkurhügel (F, E). Die martialische Hand erhebt Charakterstärke an. Die Handfläche ist groß und ihr Mittelpunkt, die Marssebene, hart; die Fingerrücken sind stark. Der Marsbügel (F, F) liegt ziemlich mitten in der flachen Hand, in der Nähe der sogenannten Maus; falls er fehlt, ist das Individuum weder zänisch noch auch mutzig. Der Mondtypus ist vergleichsweise plump und lang, mit weicher, glatter Haut und breiten Fingerspitzen. Das Innere der Hand ist weich und nachgiebig, Zeichen einer eben solchen Natur. In solchen Lunarhänden sind Saturn (C) und Jupiter (B) Hügel eingebuddelt, der Mondhügel (C, G) am untern Theile der Hand, gegenüber dem Venusbügel (F, A) und dem Daumen, stark entwickelt. Leute mit solchen Händen sind fatterhaft, unbeständig, lieben Veränderung und Frivolität, besitzen jedoch nützliche Finger. Die Hand des Venus-typus ist schön geformt, mit weicher, zarter Haut. Die Finger sind ziemlich kurz, gelenkig, rund; Anzeichen eines trägen, äppigen, aber wohlthätigen und mitfühlenden Charakters. Dieser Typus ist mit dem weltlichen ziemlich identisch. Die Hand des Sonnentypus ist die eleganteste, mit auffallend langem dritten oder Ringfinger, von der Wurzel dieses Fingers gehen mehrere Linien aus, welche die Herz- oder Lichlinie (1) durchkreuzen. Personen mit solchen Händen haben Sinn für Kunst und Poesie und sind generell. Unterhalb des Ringfingers befindet sich der Sonnenhügel (D, D).

Wir gehen nun zur eigentlichen Chiromantie über. Die geöffnete Hand läßt eine Anzahl deutlicher, tiefer Linien erkennen. Von der Wurzel des Zeigefingers quer über die Hand bis zum Rande unter den Hügelchen hin läuft die Tisch- oder Herzlinie (1). Sie ist nach Ansicht der Chiromanten der Ausdruck unserer Herzensneigungen, aus ihr sollen sich unsere Sühholprospektionen, tollsten Streiche, eheliche Leiden, Zahl der Kinder u. s. w. herauslesen lassen. Am ausgeprägtesten ist diese Linie in der Venushand, bei Leuten verliebten Temperaments; sie ist hier länger und blasser als beim Mondtypus, in der Sonnen- und jupiterischen Hand ist sie wenig entwickelt, in der merkurischen kurz und etwas blaß, in der saturnischen recht kurz. Alles dies scheint ganz natürlich: die Ersten besitzen am meisten Herz, die Zweiten ein weites, aber wankelmüthiges Herz, die Dritten, die unter dem Regimente der Sonne stehen, ziehen eine ideale Liebe der irdischen vor, die Vierten sind mehr sinnlich als wirklich liebend; Merkur ist viel zu fatterhaft, als daß er lange bei einem "Gegenstande" verbliebe, Saturn ist zu kalt und gallisch, in der martialischen Hand ist die Herzlinie kaum vorhanden, der wilde Kriegsgott hat keine Zeit für die Liebe, er findet nur auf die männermordende Felschlag. Oft ist die Herzlinie am Ende von einer andern Linie durchschnitten, was Zärtlichkeit bedeutet; eine Unterbrechung der Linie ist ein Zeichen von Unglück, wenn die Lücke unter dem Saturnhügel (C) ist, von Geiz unter Merkur (E),

von Stolz unter der Sonne (D). Wendet sich die Herzlinie unter die Kopflinie (2), so ist dies ein Zeichen, daß das Herz unter der Herrschaft des Kopfes steht. Köhnen sich diese beiden Linien unter dem Saturnhügel, so soll dies einen gewaltigen Tod bedeuten.

Die Kopflinie (2) hat ihren Anfang zwischen Daumen und Zeigefinger, verläuft mit der Herzlinie ziemlich parallel und neigt sich zum Mondhügel (G). Je nachdem die Person über ihre Interessen aufmerksam oder lässig wacht, ist diese Linie lang oder kurz, tief oder flach; in jupiterischen, merkurischen und saturnischen Händen ist sie lang, ebenso beim Sonnen- oder idealen Typus, aber zum Mondhügel, in die "Imagination", sich neigend; noch mehr ist Letzteres bei dem Mondtypus der Fall, während die Kopflinie in der Venus- und martialischen Hand nur kurz ist, denn in ersterer beherrscht das Herz, in der zweiten die stürmische Gewaltthätigkeit den Kopf. Ist sie jedoch von guter Länge, deutlich, gerade und ungetheilt, so zeigt sie klare Urtheilskraft neben Willensfestigkeit an; ist sie sehr lang, so bedeutet sie Geiz oder ein Uebermaß von Berechnung, was im Grunde auf dasselbe hinauskommt; wendet sie sich nach den oberen Hügelchen, so treten die durch diese angezeigten Eigenschaften in den Vordergrund; nach dem Merkurhügel (E): eminente Begabung für Handelsgeschäfte; nach dem Sonnenhügel (D): Reichthum oder Ruhm; auffallende Nähe an D deutet auf Erzeffe, Wahnsinn, fixe Idee. Ist die Kopflinie nur wenig entwickelt, blaß und breit, so zeigt sie Verstandeschwäche an; hört sie nahe der Mitte der Hand auf, so ist die Person unentschlossen, schlaffen Charakters; ist sie wie aus Kettengliedern zusammengesetzt, so bedeutet dies Mangel an geistiger Ausdauer; ist sie getrennt oder eingezackt, so hat die Person an einer Kopfwunde gelitten.

Die Lebenslinie (3) verläuft ziemlich um den Vallen des Daumens, hat bisweilen auch eine parallele Schwesterlinie und soll je nach ihrer Länge die Lebensdauer anzeigen. Je länger und deutlicher, je weniger sie von anderen gekreuzt oder eingezackt ist, desto länger wird, vom physischen Standpunkt, das Leben währen. Flecken darauf bedeuten Krankheit; ist sie in der einen Hand vollständig, in der andern unterbrochen, so zeigt sie eine schwere, aber nicht tödliche Erkrankung an; dehnt sie sich noch über den Daumenballen hinaus, so wird ein sehr hohes Lebensalter erreicht.

Die Glückslinie (4) geht gewöhnlich vom Handgelenk bis zum Mittelfinger, kann jedoch auch aus der Lebenslinie (3), aus dem Mondhügel (G), selbst aus der Marssebene (F) entspringen; von der Wurzel des Mittelfingers, nicht in ihm selbst ausgehend, bedeutet sie gutes Glück; von der Marssebene Kampf um das Dasein; von der Lebenslinie ist sie mit dieser gleichbedeutend; vom Mondhügel zeigt sie unerwartete Glücksfälle an. Aber die Chiromanten sagen selbst, daß unter Wille, der Einfluß des Guten in unserer Natur üble Schicksalschläge abwenden könne.

Die Gesundheitslinie (5), auch Milchstraße genannt, von der Handwurzel her die Glückslinie kreuzend und in der Marssebene endend, ist nicht in jeder Hand vorhanden. Ihr Fehlen, Unterbrochen- oder Ungetheiltheit soll ebenfalls Anhalte für Beurtheilung einer Person bezüglich ihrer Gesundheit oder Krankheit bieten.

Der Venusbügel (6), bogenförmig um den Saturn- und Sonnenhügel sich hinziehend, bedeutet rein und klar ausgeprägt große Neigung zur Liebe und einen liebenswürdigen Charakter, andernfalls eine im Punkte der Liebe kalte Natur.

Die Chiromantie unterscheidet noch andere nebensächlichere Linien, wie Magen-, Ehe-, Ehren-, Scheidelinie. Die Scheidelinie, horizontal an der Handwurzel verlaufend, sollen je zehn Lebensjahre bedeuten; sehr schön ausgeprägte Scheidelinien bekunden Glück im Feldbau. Man könnte mit diesen Dingen ein Buch füllen; wir erwähnen deshalb nur noch das Triangel, begrenzt von Kopf-, Glück- und Gesundheitslinie, das gut geschlossen ein muthiges Temperament, sehr groß aber Muthlosigkeit und Unentschlossenheit anzeigt, in beiden Händen fehlend unglückliche Ehe und Unglück in der Haushaltung. Der Tisch, begrenzt von Herz, Kopf, Glück- und Gesundheitslinie, bedeutet als ziemlich regelmäßiges Bierd einen muthigen, freigebigen Charakter, eine heitere, glückliche Gemüthsstimmung; das Gegenstück hat die entgegengesetzte Erklärung.

Auch die Fingernägel haben ihre Bedeutung in der Chiromantie, besonders soll die Nagelwurzel zukünftige Dinge enttüllende Zeichen bieten, das eigentliche Nagelblatt, in welchem sich bisweilen Punkte oder Flecken zeigen, soll die Beschaffenheit des Charakters anzeigen. So zum Beispiel deutet es auf Fröndlichkeit, die durch Frauenpersonen zu erwarten steht, wenn sich in der Nagelwurzel des kleinen Fingers schwarze Punkte zeigen. Weiße Flecken auf dem Nagel des Zeigefingers bedeuten Glück in Geschäften, auf den anderen Fingern Ehre und Wohlstand. Schwarze Punkte und Flecken jedoch bedeuten Unglücksfälle, besonders Krankheit, vereitelte Hoffnungen und Verluste. Rosenrothe Punkte auf dem Daumen-nagel zeigen Kriegsglück, auch Glück in der Ehe an, schwarze aber Unglück in der militärischen Laufbahn und Unfrieden in der Ehe.

Lang geformte Nägel deuten eine gesunde Natur und einen misstrauischen Charakter an; lange und breite Nägel verrathen Leichtginn und Verschwendung; kleine, runde Nägel bezeichnen einen jornigen, verdrießlichen Menschen; kleine, eingebogene Nägel lassen auf Ehrgeiz und Hoffart schließen; dicke, fleischige Nägel auf Trägheit und Sinnlichkeit.

Um nun zu prüfen, ob und wie viel Wahres in Obigen enthalten sei, ist das einfachste Mittel, an der Hand der Selbstkenntniß seine eigene zu studiren oder genaue Bekannte darauf hin zu unteruchen. Ebenso wie viele gebildete Leute an Phrenologie glauben, ist dies auch mit der Chiromantie der Fall; oftmals macht man bei Anwendung ihrer Lehren erstaunliche Entdeckungen, oftmals aber kommt man auch in die Lage, auf sich selbst einen Vergleich aus dem Thierreiche anzuwenden. Wie immer liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte und thut die Phantasie ein Uebrigtes.

Woher stammt das Wort Hühnerauge?

Ein schwäbischer Sprachforscher stellt folgende ansprechende Etymologie auf: Jene unangenehme Verwundung der hornartigen Masse der Oberhaut, die durch einen anhaltenden Druck auf eine bestimmte Hautstelle entsteht, ist verdorben aus dem altdutschen hörniu ougo, das heißt hörnernes Auge (vergleiche der hörniu Sigfrid), hat also zu dem Auge des Huhn keine Beziehung. Das Hörnenaug ist von dem Volke allmählig nicht mehr verstanden und zu dem bekannteren "Hühner"auge zurechtgelegt worden.



BASILICA DI SAN MAURIZIO



PALAZZO REALE



BASILICA DI SUPERGA



PALAZZO MADAMA

## Ein berühmter Arzt.

Novelle

von

Pauline Schanz.

(Fortsetzung.)

Der Gedanke an Eva war ihm wohl auch gekommen, wenn er Gerda's Bild verschweigen gewollt, denn in Eva sah er zuerst nur Gerda's Widerspiel, ehe er sein Liebste und Höchste in ihr sah, und der Gedanke an seiner Mutter Pflanzel legte sich sanft und beschwichtigend, wie eine kühle Hand, auf seine heiße Stirn. Sollte Eva je lieben, dachte er sich, so würden ihre keuschen Blumenlippen sich eher im Lode schließen, als ihre Liebe verrathen. Waren jene rosigen Lippen, die er immer nur lächelnd gesehen, nicht bleicher und ernster gewesen und hatten nicht Schatten um jene strahlenden Kinderaugen sich gelagert gehabt, als er sie zuletzt gesehen, wie durch einen Nebel, ganz von seiner heißen Liebessehnsucht nach Gerda umspinnen?

Und ein leiser Schauer ging über seine Seele hin, ahnungsvoll heimlich, wie der erste Widerschein der Morgenröthe über ein Berghaupt geht, lang, lange, ehe die Sonne am Horizonte aufgestiegen.

Konnte Eva krank sein? Warum schrieb man ihm so lange schon nicht mehr? Wie sollte die alte Frau es ertragen, wenn sie Eva verlöre? Eine Unruhe kam über ihn, er grollte, daß sie ihn seit langer Zeit ohne Nachricht gelassen. Er, der, alle Selbstsucht abschwörend, sich nur dem Dienste der Menschheit zu widmen entschlossen war, vergaß, daß er, egoistisch nur mit seinem Ich beschäftigt, seit fast zwei Jahren die fast vergessenen Gebete, denen er Alles war.

Er nahm sich fest vor, recht bald nach Haus zu reisen, recht bald, sobald er seine Doktorarbeit fertig zu Papier gebracht haben würde. Da kam ein Brief Eva's an ihn, der ihn mit wenigen zitternden Zeilen schleunigst an das Sterbebett der Mutter rief. Und er, so oft mit dem Bilde des jungen Mädchens beschäftigt, hatte vergessen, daß die alte Frau sterben könnte.

Es sollte kein Vorwurf der Mutter sein, aber es schnitt ihm in's Herz, als die Kranke ihm sagte, daß Eva, die bald nun ganz Waise und verlassen sein werde, ihr seit so langer Zeit hätte Alles sein müssen. Er hatte, längst innen wieder ganz gefest, sich vorgenommen, über das, was er gelitten, ganz zu schweigen, aber in stiller Nacht, da Eva, vom Wachen und Weinen todtmüde, nebenan schlief, erzählte er, um sein langes Schweigen zu erklären, der Mutter sein ganzes Liebesleid und er wunderte sich, wie das Alles jetzt so tief und überwunden unter ihm lag. Sie sagte ihm sanft, daß unsere armen Herzen in ihrem Haschen nach Glück sich oft vergreifen, dann aber doch noch das Rechte, Wahre finden können.

Er verstand sie aber noch nicht; doch als sie ihm vor ihrem Scheiden ihr verwaistes Kind empfahl, erschauerte er wieder in heimlich ahnender Borne. Erst als er Hand in Hand mit Eva am Grabe der Mutter stand, tauchte vor ihm auf, was die Gestorbene gemeint. Wie Nebel sank es von seinen Augen, die Herzen der Verwaisten fanden sich. Wie hatte er das Glück fern suchen können, während es ihm so nahe gestanden? fragte er sich im stillen Aufjauchzen neugeborener Seligkeit. Eva war die Offenbarung alles dessen, was er in Gerda vergeblich gesucht, der Inbegriff holdesten, edelster Weiblichkeit. Ganz Liebe, aber ihr seliges Heiligthum verhüllend unter dem Schleier zarter Sitte, ganz Selbstlosigkeit und hingebende Demuth und doch stark an Geist und Willen, um sich emporzuranken an dem geliebten Mann.

So hatten sie sich gefunden im Thränenhale gemeinsamen Schmerzes, und ihr Lieben, Geist in Geist, Seele in Seele, war ein so anderes, als jenes Verabschieden vom Anblick entzückender Körperschöne, so wie Eberhard einst Gerda und diese wohl auch ihn geliebt. Er verstand nun erst, daß Liebe das göttliche aller Gefühle, daß es stärker sein kann als seine Geschwister, Hoffnung und Glaube.

Nun war Eva seit lange schon sein eigen, und er hatte sie hoch emporgehoben als das Weib des berühmten und gefeierten Arztes, dessen Name weit über die Grenzen seines Heimatlandes hinausgebrungen. Eberhard war nicht nur, wie er sich in jenen Schmerztagen vorgenommen, in seine Wissenschaft hineingewachsen, es war ihm gelungen, den Standpunkt des medizinischen Wissens seiner Zeit zu überflügeln. Er war der Natur nachgegangen bis in ihre geheimsten Werkstätten, und was er ihr abgelaußt und erforscht und angesammelt in heißer Geistesarbeit, das theilte er aus an die leidende Menschheit, in deren Dienst er stand.

Er war jetzt schon zu hohen Ehren gestiegen, galt als Autorität in wichtigen Fällen, und ältere Aerzte verschmähten den Rath des jungen Kollegen nicht.

Eva theilte das Glück seines Besitzes getreulich und kluglos mit Tausenden Hülfsuchender. Nur wenige Stunden, oft auch Minuten des Tages gehörte er ganz ihr, doch diese waren ihre Seligkeit.

Und dann das Kind! —

Sie hatten ein Kind, einen herrlichen Knaben, einen jener kleinen, herzigen Haustyrannen, welche, ohne daß Einer es merkt, Vater, Mutter und den ganzen Haushalt mit den kleinen, rosigen Händen lenken. Eva staunte selbst

über die Liebesfülle, die ihrem Herzen entstieg und Mann und Kind umfaßte. Eberhard hatte sich längst darein gefunden, daß heiteres Kinderlachen, Jauchzen und Scherzen jetzt seine Freistunden ausfüllten, welche er sonst gewohnt gewesen, mit Eva in traulichem, oft auch ernstem Gespräch zu verbringen. Denn Eva war die Vertraute all seines Denkens und Thuns, sie nahm ihren vollen Antheil an seinem Mähen und Ringen, sowie an seinen Erfolgen und Triumphen. Sie war das Weib seines Herzens, sie scheuchte die Wolke von seiner Stirn, sie war die weise Ordnerin seines Hauses und die Gefährtin seines Geistes.

Ausgerüstet mit diesem tiefinneren Glücksbewußtsein, überschritt er Gerda's Schwelle, und sie stand ihm gegenüber in ihrer vollerblichten, strahlenden Schönheit, am Krankenbette ihres Kindes, welches ihn anfas mit den Augen seiner schönen Mutter und deren liebevolle Züge geerbt hatte. Er vernahm den stehenden Ton der einst so heißgeliebten Stimme und sah die zitternden Thränen des Dankes über ihre Wimpern steigen.

Bramnte die alte Wunde neu?

Als er sie verlassen, drängte es ihn, Eva Alles zu erzählen, was ihm begegnet war mit jener Gerda, die er zu lieben geglaubt, ehe er gewußt, was Liebe war. Denn es lebte kein Gedanke in seiner Brust, daran Eva nicht theilnehmen mußte, und seine Frau stand ihm viel zu hoch und hehr, als daß er hätte annehmen können, daß auch nur der Schatten eines unedlen Verdachtes ihre edle Seele streifen könne.

Die Gatten nahmen seit einiger Zeit ihre Mahlzeiten wieder allein, wie sie es früher gethan, ehe ihr Kind daran theilgenommen. Eva's überschwengliche Mutterliebe hatte dem Vater dieses Opfer abgeschmeichelt, denn sie fürchtete Ansteckung für ihren Liebling, seit Eberhard fast täglich von geängstigten Eltern an die Krankenbetten ihrer kleinen gerufen wurde, welche von der herrschenden Kinderpest ergriffen waren. Und obgleich er genau wußte, daß die Ansteckung dieser Krankheit sich nicht durch äußerliche Berührung übertrag, so hatte er doch Eva versprochen, sich von dem Kinde fernzuhalten, so lange die Krankheit währte.

So sehr Beide das Kind vermißten, so gab es doch jetzt wieder eher Zeit und Ruhe zu vertraulichem Geplauder und ernstem Gespräch.

So saßen sie wieder zu Zweien beim Mahle und Eva wollte es scheinen, als sei ihr Gatte etwas bleicher, als sei seine schöne Stirn etwas ungewölkter als sonst. Doch sie fragte nicht, sie wußte, daß er sprach, sobald es ihm Bedürfnis war.

Nach dem Essen wollte er von Gerda erzählen... Wie seltsam — fiel ihm plötzlich ein — daß er mit Eva noch nie von Gerda gesprochen.

Hatte jene Periode seines Lebens sich so ganz von ihm losgelöst, lag sie so tief begraben, seit Eva Besitz von seinem Herzen genommen, daß er sich ihrer überhaupt nicht mehr erinnerte, oder vermied er es, jenen Nistort in die süße Harmonie seines häuslichen Glückes hineinklingen zu lassen, wollte er jenen trüben Schatten nicht in die sonnige Atmosphäre von Eva's Nähe heraufbeschwören? Doch nun war jener Schatten Leben geworden, wieder vor ihm aufgestiegen, und Eva mußte die Geschichte seiner Jugendliebe und sein Wiedersehen mit der einstigen Geliebten erfahren. Er mußte weit zurückgreifen, Längstüberwundenes wieder nach rufen.

Da brachte ein Diener Briefe, eine medizinische Zeitschrift war darunter, die er öffnete, um ihren Inhalt zu überblicken. Eva beobachtete ihn still, unter ihren langen Wimpern hervor, es fiel ihr abermals eine seltsame Erregung in seinem Wesen auf.

Es war ganz still im Zimmer, nur das Papier in Eberhard's Hand knisterte, und wie in heller Ungebuld klang das silberne Diskantstimmchen des kleinen Knaben aus dem Kinderzimmer herüber, wo dieser sich unter Aufsicht der Bonne befand.

„Verzeih', Liebste,“ sprach Eberhard, das Papier welegend, „es fesselte hier etwas meine Aufmerksamkeit, doch ich möchte Dir etwas mittheilen. Ist Dir vielleicht der Name einer Majorin von Hohenau bekannt?“

„Nein, lieber Mann,“ antwortete Eva, „ist sie krank? Vielleicht sehr krank? Bist Du in Sorge um sie?“

„Sie nicht, aber ihr Kind ist sehr schwer erkrankt. Ich komme eben von dem kleinen Knaben, den die türkische Krankheit ergriffen hat; ich fürchte für sein Leben.“ —

Weiter kam er nicht. Die Zimmerthüre, die in den Korridor mündete und welche der Diener nicht fest geschlossen gehabt, ward plötzlich weit aufgestoßen und herein stürmte jauchzend der kleine Walter, voll Triumphs, daß er Bonne und Mutter überlistet und den Papa fand, von dem man ihn so lange ferngehalten. Eberhard streckte dem Liebling die Arme entgegen, und da sah dieser schon hell jubelnd auf des Vaters Knie, das kleine, rotthe Mündchen von dessen Küffen bedeckt, geliebt, umschlungen von des Vaters Armen.

Rascheln fiel das Blatt zur Erde. Eva war tödtlich erblaßt, sie hatte auffpringen wollen, sank aber wie betäubt auf ihren Stuhl nieder. Ein tiefes Aufstöhnen klang in des Kindes Jauchzen und Lachen.

Eva war ohnmächtig geworden.

Die entsetzte Bonne trat herein, um den Knaben, den sie, trotz der Herrin Gebot, ungenügend beaufsichtigt gelassen, zu suchen. Schreiend und zappelnd ließ er sich nur unter heftigem Sträuben und Widerstreben hinwegführen.

Eberhard hatte sein Versprechen, welches er Eva gegeben, beim langvermißten Anblick seines Kindes vergessen gehabt. Zärtlich nahm er die Ohnmächtige in seinen Arm, benehete sie mit Wasser und langsam schlug sie die Augen zu ihm auf.

„Eberhard“, bat sie, als schäme sie sich ihrer Schwäche, „vergib, daß ich Dich erschreckt habe. Das Kind! — Du weißt, wie grenzenlos ich es liebe!“ Dabei zuckte ein schauernder Blick aus ihrem Auge, glitt suchend umher und haftete dann schein auf dem Gesicht ihres Gatten.

„Auch ich liebe es so sehr,“ betheuerte Eberhard, „und eben diese Liebe, die Freude über den langvermißten Anblick seines süßen Gesichtchens, veranlaßten mich, auf Augenblick meines Dir gegebenen Versprechens uneingedenk zu sein. Ich habe Dir ja auch erklärt und versichert, daß ich die Ansteckung nicht übertragen kann. Ich erfüllte Dir Dein Verlangen dennoch, um auch den Schatten einer Sorge von Dir fernzuhalten.“

„Verzeih', bester Mann,“ bat Eva noch einmal, „Du bist so gut, ich bin so glücklich, ach, ich fürchte, allzu glücklich für ein irdisches Weib! — Ich möchte gern stark sein, stark und klar durch Dich und für Dich, und bin doch schwach, wie Du siehst, und meinen Nerven unterthan wie eine jede gewöhnliche Frau. Da habe ich Dich nun erschreckt und uns die kostbare Stunde unseres Zusammenseins verdorben. Schilt mich lieber, statt mich zu lästern. Sieh', ich könnte lachen über meine kindische Furcht.“

Und durch ihre nassen Wimpern versuchte sie zu ihm aufzulachen, aber dann umschlang sie seinen Hals und schluchzte in heißen Thränen.

Diese Thränen waren die letzten, welche Eva vergoß für lange, lange Zeit. —

Am späten Abend, als Eberhard nach Haus gekommen war und sich noch auf einige Zeit in sein Studierzimmer begeben hatte, öffnete sich leise die Thüre und Eva, noch völlig angekleidet, trat ein. Sie war sehr blaß, um ihre Lippen irrte ein erzwungenes Lächeln und in ihren Augen glänzte es von verhaltener Angst.

„Verzeih', liebster Mann,“ sagte sie, daß ich Dich störe. Das Kind! —

„Was ist's mit dem Kinde?“ fragte Eberhard aufspringend.

„Nichts, nichts, ich glaube nichts,“ wollte Eva ihn beruhigen; „Du weißt, ich bin heute so seltsam erregt, so kindisch furchtsam und sehe überall Gespenster. Es wollte nicht schlafen, es ruft nach Dir und seine Stimme klingt mir so fremd.“

Eberhard hielt Eva's eiskalte Hand in der seinen, als er sich zu seinem Kinde niederbeugte. Und dann sah sie ihn durchdringend mit den glänzenden Augen an und gab sich Mühe, zu lächeln. Sie hoffte von ihm gescholten zu werden, ihrer Furcht wegen.

Wie sollte er es ihr nur sagen, und doch mußte sie es ja wissen, was er mit entsetzten Augen sah.

Da hatte das Ungeheuer auch ihren Liebling gepackt, ihn unerbittlich würgend in langsamer, wollüstiger Grausamkeit, wie der satte Tiger das Lamm, welches er aus der Hürde gerissen.

Es bedurfte indessen keines erklärenden Wortes. Eva hatte ihn verstanden; lautlos sank sie auf den Stuhl neben dem Bettchen nieder und bat ihn nur, ihr zu sagen, was sie zu thun habe. Sie wollte stark sein, aber als sie ihn ansah, streifte ihn wieder jener schauernde Blick des stummen Vorwurfs.

Eberhard neigte sich zu ihr und versuchte ihr Muth einzureden. „Wir sind nicht gefeit gegen das Unglück, mein armes Herz,“ sprach er; „Du siehst, auch wir müssen der Sorge und dem Herzeleid unsern Tribut zahlen. Doch hebe den Blick über kommende schwere Stunden hinaus, nach seiner Genesung wird er uns noch theurer gewerthet sein.“

Zusammen verbrachten sie die Nacht am Bettchen ihres Kindes. Eva rang ihre heiße Mutterangst mit Gemuth nieder, um alle ihre Sinne frei zu haben und ein Rätsel für ihr Kind zu erwingen.

Am nächsten Morgen mußte der vielbeschäftigte Arzt sein Kind verlassen, um an andern Krankenbetten Tröst und Hülfe zu bringen; auch eine neue dringende Botenschaft rief ihn zu Gerda's Sohn.

Die Erkrankung beider Kinder, die am nämlichen Tage ihren Anfang genommen, nahm auch einen fast gleichmächtigen Verlauf, sie nahm auch in beiden Fällen einen mehr und mehr gefährdrohenden Charakter an.

Rieberhafter, leidenschaftlicher erschien Gerda von Tag zu Tag. Sie hatte eine erfahrene Wärterin angenommen, mit welcher sie sich in die Pflege ihres Sohnes theilte, doch so, daß die eigentliche Verantwortung Jener oblag.

Ueber Eva ergoß sich aber mehr und mehr eine eilige Ruhe und Besonnenheit, sie gestattete sich keine heftige Aeusserungen der in ihr brennenden Angst, eine feierliche Majestät des Schmerzes gab ihr fast etwas beängstigend Fremdartiges, durch alle Poren ihres Wesens schien sie die Qualen ihres Kindes einzuathmen, mitzufühlen in jedem Nerv. Dieser stumme, versteinerte Mutherschmerz schien sie ganz zu verwandeln. Fest, bestimmt, fast rauh befehlend, ohne viel Worte, fast nur durch den Ausdruck ihrer heißen, überwachten, thränenlosen Augen, wies sie jede Hülfe außer der ihres Mannes zurück. Niemand durfte ihr Kind anrühren, auch die Bonne, welche mit bitteren Thränen darum bat, durfte nicht die kleinste Hülfsleistung bei der Pflege des

kleinen Kranken verrichten. Alles that Eva allein, gelassen, besonnen, ohne zu schlafen, ohne Nahrung zu nehmen, wachte und wartete sie.

Veise fragte sie jeden Tag ihren Mann nach jenem kleinen Knaben, von dessen Lager er damals gekommen. Sonst war ihr Alles gleichgültig, was sich außerhalb der Krankenstube ihres Kindes begab. Auch mit Gerda's Kind ging es von Tag zu Tag schlechter.

Auf alle Bitten und Vorstellungen Eberhard's, sich zu henen, hatte sie nur jenes unsäglich schmerzliche Lächeln zur Antwort, wie Todfranke lächeln, tausendmal schmerzlicher als Thränenströme.

Und dann kam die Krisis. Die knöcherne Hand des Todes, welche wochenlang starr über den gequälten Kindern geschwebt hatte, reichte sich aus zum fürchterlichen Griff.

Eva's Kind lag nach einer bangen Nacht in einer Art halbgeschlummer. Eva hatte sich mit angehaltenem Athem über ihn gebeugt und belauschte mit gespannten Zügen seinen Schlummer. Ihr Gatte beobachtete gleich ihr das Kind, er konnte nichts thun, er drückte schweigend ihre Hand, seine Pflicht rief ihn weiter, er versprach, so bald wie möglich zurückzukehren. Gerda hatte ihn durch ein stehendes Billet zu ihrem Kinde gerufen.

Da stand er nun, ein berühmter und weit gepriesener Arzt, an der Grenze seines menschlichen Wissens und menschlichen Könnens, jener Grenze, vor welcher ihm schon während seiner Studienzeit geschauert. Hatte er sein Hirn nicht zermartert, während so vieler schlaflosen Nächte, wie es ihm gelingen könne, dem grausen Würger seine Opfer zu entziehen? Und da stand er nun, und vermochte er denn ihn und Eva's heißgeliebtes Kind der Mutter gerettet in den Arm zu legen? Noch hoffte er, aber seine Hoffnung glück dem welken Blatte, welches der Sturm jeden Augenblick abzureißen drohte.

Schluchzend, mit gerungenen Händen empfing ihn Gerda im Schlafzimmer, wo sie seiner geharrt, da sie des Kindes Leben nicht mehr zu sehen vermocht hatte. Was je auch die Motive ihrer fieberhaften Erregung bei Eberhard's Kommen gewesen sein mochten, jetzt war sie ganz verzweifelt Mutterliebe.

Doch sagte sie sich allmählig unter Eberhard's gelassenem Zuspruch. Das kranke Kind war dem Erstickten nahe und sein Leben war nur möglicherweise noch durch eine gewagte Operation zu retten. Gerda verstand sich hiezu und Eberhard, der sich in der Voraussetzung dieser Möglichkeit schon mit dem Nöthigen versehen hatte, traf seine Vorbereitungen.

Da ward festig die Klingel gezogen und in's Krankenzimmer drängte sich die Bonne des kleinen Walter, die sich im Schlafzimmer nicht hatte zurückhalten lassen. Schluchzend bat sie ihren Herrn, schleunig nach Haus zu kommen, da das Kind mit dem Tode ringe.

Eva hatte sie gesendet. Gab es eine Wahl für Eberhard in diesem fürchterlichen Augenblick? —

Er war todtenbläß geworden, als er dem Mädchen winkte, hinauszugehen; er werde kommen, schnell, bald, sobald hier seine Pflicht gethan sei.

Einige Momente schwamm es vor seinen Augen, wie durch Nebelschleier erblickte er sein süßes Kind, vielleicht stehend in dieser Sekunde und Eva allein bei ihm.

Doch mit eiserner Willenskraft verschleuchte er die Bissen und sein Auge war klar und seine Hand fest, als er den verhängnisvollen Schnitt that, der Gerda's Kind dem Leben erhielt.

Erst als Alles geschehen, Alles ruhig und klar angeordnet und die Wärterin angewiesen war, was sie zu thun habe, gehörte er sich selbst und seinem Kinde wieder. Er vernahm Gerda's Dankesworte kaum, als er sich verabschiedete. In rasender Eile trug ihn sein Wagen nach Haus.

Vielleicht vermochte er auch hier noch zu retten — vielleicht —

Aber er fand ein ödes Haus, ein zerstörtes Glück, sein Kind, auf kurze Zeit ihm von den Engeln geliehen, bleich und kalt.

Vielleicht wäre es noch zu retten gewesen — vielleicht noch vor einer kurzen halben Stunde — vielleicht!

Und hatte er nicht seine Pflicht und nur seine Pflicht gethan?

Weiß und lieblich, das holdste Bild des Todes, lag das Kind auf dem weißen Sterbekissen. Die lieben Augen, der kleine Mund auf immer geschlossen, die blonden Härchen noch feucht vom Todeschweiß.

Allein hatte es das dunkle, unbekannte Reich betreten; die Mutter, die seine kleine Hand noch festhielt, hatte ihm nicht folgen können, in starrtem Schmerz standen die Eltern an der düstern Pforte, hinter welcher ihr Liebling verschwand war. Eberhard küßte die weiße Stirn, Thränen rieselten über seine Wangen.

Noch auf ihrem Wächterposten, zu Seiten des Bettchens, lag Eva, unheimlicher in ihrer todtenhaften Starrheit als das Tote.

„Eva,“ bat Eberhard, „laß uns zusammen tragen, was Gott uns geschickt hat.“

„Gott?“ — sprach Eva und sah ihn mit ihren thränen-lichen Augen an.

Eberhard verstand die fürchterbare Anklage, welche in diesem einen Wort enthalten war. Diese Frage und dieser Blick machten ihn verantwortlich für den Tod des Kindes. Hören Thränen und Vorwürfe ihn angeklagt, so hätte er sich verteidigen, rechtfertigen können, aber ihr im Schmerz

geschlossener Mund, ihr im Schmerz erstarrter Blick strömten Klagen aus, die wie unsichtbare, unsagbare, formlose Dolche seine Seele durchbohrten und auch seine Lippen verschlossen. Gab es kein Versehen mehr zwischen ihm und ihr, die sich über Alles geliebt, wußte sie im ungeheuren Egoismus ihrer überschwenglichen, unermeßlichen Mutterliebe und Muttertrauer die Begriffe Pflicht und Liebe nicht mehr auseinander zu halten, war ein jahrelanges Zusammenleben voll tiefster Seelenvereinigung nicht genügend gewesen, um sie in dieser Stunde ihren einzigen Trost, ihre einzige Zuflucht in seinen Armen, an seiner Brust finden zu lassen, hatte sie endlich auch kein Verständnis dafür, daß und wie bitter auch er litt in dieser Stunde, wie sollten Worte ihr dann begreiflich zu machen suchen, was sie ja doch nicht begriff?

Ihr eiskalter Blick voll unergründlichen Jammers, an dem sein Ruf: „Eva, laß uns zusammenhalten in dieser Stunde, zusammen tragen, zusammen weinen!“ abgeglitten war, dem Sonnenstrahl an der Gletscherwand gleich, sagte ihm, daß er nicht nur sein Kind jetzt, sondern daß er mit dem Kind auch seines Weibes Herz, sein häusliches Glück begrub.

Dem neben seinem Erbarmen mit ihr bäumte sich auch sein Mannesstolz auf; doch seine erbarmende Liebe war größer als sein Stolz. Sie hoffte noch und glaubte noch an die Liebe Eva's, deren Leuchten nur jetzt unter der Todesstarrheit der ersten, furchtbaren Schmerzendrucht erblaß war.

Er begab sich auf sein Zimmer, tiefes, nie gekanntes Weh in der Brust, sank erschöpft in einen Sessel nieder und vergrub sich in tiefes Sinnen.

Wie sollte er mit der Wärme seiner Liebe und seines Mitleids das Eis aufthauen, welches sich um ihr Herz gelegt hatte? Gebieterisch rief ihn seine Pflicht aus seinen düsteren Träumen wach und mit schwerem Herzen verließ Eberhard sein trauriges Haus.

Nach einigen Stunden starren, unbeweglichen Hinbrütens erhob sich Eva aus der Paralyse ihres Schmerzes, sie stand auf, blickte um sich und zog die Klingel.

Sie ließ sich weiße Seide und Blumen bringen und nähte mit eigener Hand ein langes, salziges, fließendes Gewand, wie es die gemalten Engel tragen. Dann kleidete sie selbst ihr Kind an, flocht ihm ein Blumenkränzchen in sein Haar, legte ihm Blumen in die kleinen Hände und streute Blumen über die weichen, glänzenden Falten des Sterbekleidens.

Wie das todt Kind so vor ihr lag in seiner überirdischen, rührenden Schönheit, geschmückt, um von seinen Brüdern, den Engeln, empfangen zu werden, zitterte ein Lächeln über ihr schmerzstarrtes Gesicht.

Eberhard stand ihr gegenüber an dem mit verschwenderischer Pracht, wie die Schlummerstätte einer Fee geschmückten letzten Bettlein ihres stillen Kindes, doch sie sah ihn nicht, sie vernahm seine Stimme nicht.

Eberhard freute sich der stillen Geschäftigkeit, mit welcher sie ihr Kind zur Ruhe gebettet, es war doch ein Regen ihres Geistes, wenn auch nur im Bezirk ihres Kummers. Doch vergebens hoffte er auf die erste Thräne in ihren Augen, den ersten lauten Ausbruch ihres Schmerzes, den ersten, wiedererwachenden Funken ihrer Liebe zu ihm, die sie in seine Arme führen sollte. Ihr Blick blieb kalt und leer und ihr unbewegtes Antlitz sprach immer nur das Eine aus: „Ich verzeihe nicht!“

Erst als man ihr Kind von ihr trug, ging ein krampfhaftes Zuden über ihr Gesicht und durch ihre ganze Gestalt, und sie brach bewusstlos zusammen. Da lag sie wieder an ihres Gatten Brust, aber sie wußte nichts davon. Als sie erwachte, tobte kein Fieber durch ihre Adern und ihr Hirn, keine Körperkrankheit warf sie nieder, die mit der Kräfterschöpfung Gencung, vielleicht das verlorene Gleichgewicht ihrer Gefühle gebracht, die gestörte Harmonie ihrer Seele hergestellt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Birmanische Gesandtschaft in Paris.

(Bild S. 277.)

Augenblicklich macht in Paris eine birmanische Gesandtschaft Aufsehen; es sind fünf Personen. Die Hauptperson, der Minister des Innern, des Palastes und Privatministerrath des Königs von Birma, führt den stattlichen Namen Awin Woon King Mo Zi Ilbo Ya Ringhie King Mahu Jega Thinkian. Geführt wird die seltsame Gesandtschaft von einem Grafen Trévelec, welcher seit drei Vierteljahren in Diensten des birmanischen Herrschers steht. Es war schon im Jahre 1873 eine Gesandtschaft dieses indischen Reiches in Paris, welche den Zweck hatte, einen Handelsvertrag zwischen Frankreich und Birma abzuschließen. Das diplomatische Geschäft scheiterte damals an dem Eigensinn des Regenten; jener Herrscher ist nun gestorben und sein Nachfolger aus dem Thron jandte eine neue Gesandtschaft, mit derselben Angelegenheit betraut, nach Paris, welche die Sache zu einem befriedigenden Abschluß für beide Parteien brachte. — Wir sehen aus unserem Bilde die vornehmen Herren aus Birma mit ihrem französischen Führer. Zu den acht indischen Physiognomien passen die Staatsgewänder vortrefflich. Diese bestehen aus grünem und rothem Sammet, reichlich ausgestattet mit Goldborten und Goldstickereien. Auf dem Kopfe tragen sie sehr merkwürdige Hüte von vergoldetem Stroh, mit Gold- und Silberblumen verziert. Die Herren aus Hinterindien sind sehr sauber, kühl, befolgen auf das Strengste die Vorschriften des Buddhismus, trinken nur Wasser und nähren sich von

Pflanzenkost. Birma ist kein unbedeutender Staat, er hat eine Ausdehnung von fast einer halben Million Quadratmeilen mit mehr als vier Millionen Einwohnern, er produziert hauptsächlich Thee, Seide, Reis, Opium, Kopal, Gold und Silber, Saphire und Rubine. Eingeführt werden in großer Menge baumwollene Gewebe, — da die Birmaner keine Lierwolle tragen dürfen — Glaswaaren, Waffen — bis jetzt hauptsächlich von den Engländern; — der Handel nimmt von Jahr zu Jahr größeren Umfang an, so daß der neue Vertrag nicht unwichtig für Europa ist.

Turin vom Kapuzinerkloster gesehen.

(Bild S. 280 u. 281.)

Turin gehört zu den schönsten Städten Italiens, wenn man das spezifisch Italienische nicht als besonders reiz schätzt. Die einstige Hauptstadt der sardinischen Monarchie ist so regelmäßig gebaut mit geraden breiten Straßen und in lauter rege mäßigen Vierecken wie Mannheim und New-York, also ganz modern. Sie zeigt nichts von der malerischen Willkürlichkeit der phantastischen Laune und den leeren Sprüngen in der Anlage, welche italienische Städte sonst dem Auge so anziehend machen. Die schönen, breiten, hellen Straßen sind sauber gehalten, über den Po und den Fluß Dora führen bequeme Brücken. Die großen, weiten Plätze sind geschmückt mit sehr vielen Denkmälern und gewaltige, geschmackvolle Gebäude, die öffentlichen Zwecken dienen, legen Zeugniß ab von dem materiellen Reichthum und dem bedeutenden geistigen Leben Turins. Der Eindruck, den die Stadt auf den Fremden macht, ist der einer gewissen prächtigen, pomphaften Großartigkeit mit dem Beigeschmack von Nüchternheit. Unvergleichlich schön ist jedoch die Lage Turins mit dem mächtigen Panorama der schneebedeckten Alpen im Hintergrunde, an deren grünen Vorbergen die gewaltige Stadt lagert — so zeigt sie unser Bild, gesehen von der Terrasse des Kapuzinerklosters, welches auf einem Hügel am Po sich erhebt. — Da dehnt sich denn das Häusermeer mit seiner Bevölkerung von mehr als zweihunderttausend Seelen vor unseren Augen von Viktor-Emanuel-Platz mit der Hauptbrücke bis zum Corso, wobei jedoch der Valentino-Parc, auf dem die kürzlich geschlossene Ausstellung stattfand, nicht mehr zu überblicken ist, und wir schauen in die Häuserquadrate, über Kuppeln, Thürme und Paläste zu der mächtigen Alpenmauer, welche das großartige Panorama derselben abschließt. Besonders in die Augen fallend ist hier die originale, wiederig über alle Häuser der Stadt emporsteigende Kuppel der ehemaligen Synagoge, jetzt Museum für Renaissancekunstwerke. Die hervorragendsten Gebäude sehen wir auf besonderen Bildern, so den Palazzo Carignano, 1680 im Barockstyl erbaut, ward er 1848 für die Deputirtenkammer eingerichtet und 1860 Sitz des Nationalparlamentes; jetzt beherbergen die ehemaligen Sitzungssäle naturgeschichtliche Sammlungen. An dem neuen Giardino publico, dem öffentlichen Garten, liegt das im Jahre 1650 im altfranzösischen Styl erbaute Schloß „Valentino“. Es diente der Wittve Amadeo's I. zur Wohnung und ist nun polytechnische Schule. Der prächtige Palazzo Madama erhielt seinen Namen von der königlichen Wittve (Madama Reale), Mutter Amadeo's II., die 1718 in ihm residierte. Die vier mächtigen Gethürme sind schon 1416 errichtet, die Prachtterrasse und die schöne Marmorfassade jedoch, die unser Bild zeigt, stammen aus dem 18. Jahrhundert. Heute sind in die Prachtäle wissenschaftliche Institute eingezogen und trägt der stolze Bau die Sternwarte.

Weltberühmt ist die Grabkirche der Könige des savoy'schen Hauses, die Supreza, etwa eine Stunde von der Stadt auf einem 678 Meter hohen Berge gelegen. Als am 2. September 1706 Turin von den Truppen Ludwig's XIV. belagert wurde, flohen der Herzog Vittorio Amadeo II. und Prinz Eugen zur Kelognosierung auf diesen Berg und gelobte der Herzog, der Madonna einen Tempel zu bauen, wenn das Waffenglück sich ihm zuwende. Nachdem Amadeo 1713 König von Sizilien geworden, legte er 1717 den Grundstein zu dieser mächtigen Votivkirche. Sie ist ein 57 Meter langer und 34 Meter breiter Rundbau mit einer gewaltigen Kuppel, die sich zwischen zwei 60 Meter hohen Seitenthürmen erhebt. An die Kirche schließt sich ein imposantes Priesterseminar. Von der Kuppel dieses großartig ersten Bauwerkes hat man eine wunderbare Aussicht über das weite Pothal und in die Alpen.

Erfindung der Mähmaschinen.

Während man in der Regel annimmt, daß die ersten Versuche zur Herstellung von Mähmaschinen nicht weiter als bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts zurückreichen und während man für den ersten Verfertiger einer solchen den schottischen Pflarrer Patrick Bell (im Jahre 1826) oder den vor Kurzem in Chicago gestorbenen Cyrus Mc. Cormick, welcher die erste Mähmaschine im Jahre 1851 auf der Londoner Weltausstellung vorführte, zu halten pflegt, macht neuerdings Professor Mac Brude auf folgende historische Uebersicherung aufmerksam, welche das Alter der Erntemaschinen bis in die Zeit der alten Gallier zurückversetzt. Während nämlich die Römer mit der Sichel ihr Getraide zu schneiden pflegten, war bei den Galliern hauptsächlich die Sense verbreitet, welche sie mit beiden Händen gebrauchten. Außerdem war auch eine Art Mähmaschine in den ebenen Theilen ihres Landes in Gebrauch, wie aus folgenden Stellen des Plinius und Palladius geschlossen werden kann. Ersterer schreibt: „Auf den ausgedehnten Ländereien der Gallier werden sehr große, zweiräderige Wagen (oder Maschinen), die an den Rändern mit Zähnen versehen sind, zum Schneiden des Getraides verwendet. Der Ochse wird an dieselben in verkehrter Stellung eingespannt und durch das Getraide getrieben, wodurch die Aehren abgetrennt werden und in den Wagen fallen.“ Ausführlischer ist die Schilderung des Palladius: „Das vieredrige Bett des Wagens ist mit nach unten geneigten Wänden umgeben, so daß oben mehr Raum vorhanden ist; vorne ist die Wand niedriger. Viele nach unten gebogene Zähne sind in verschiedener Entfernung von einander angebracht. Der Ochse wird rückwärts mit dem Kopfe gegen den Wagen an zwei kurze Pfähle angebunden und in's Joch gespannt. Geht dieser Wagen durch's Getraide, so fällt jede von den Zähnen betührte Aehe in den Wagen. Diese Art ist in ebenen Gegenden sehr nützlich.“

## Die Hochstapler.

Roman

von

Sans Barchusen.

(Fortsetzung.)

John lachte. Er setzte sich auf den Tisch, um Baleska näher zu sein, und streckte nach ihr vertraulich die Hand aus, vor der sie mit Abscheu zurückwich.

„Wie Sie fragen!“ rief er mit gedämpfter Stimme. „Und wie laut Sie fragen! Wir sind ja unter uns! Es braucht uns Niemand hier zu sehen!... Plaudern wir mit der nöthigen Ruhe und als gute alte Bekannte! Ich hatte ja ebenfalls keine Ahnung, Sie hier zu finden, und mußte, da ich verreist war, auch das Rendezvous versäumen, das Sie mir so freundlich gewährten. Sie sehen aber, das Schicksal führt uns doch immer wieder zusammen und auf eine so interessante Weise. Das Schicksal arbeitet Tag und Nacht, es kennt keine Ruhe. Davon können wir Beide doch erzählen, denn wir Aermste müssen entweder seine Diener oder seine Opfer sein.“

Die Impertinenz dieses Menschen empörte sie wieder. Auch sie hatte ihn nicht an dem Rendezvousplatz gesucht, sie wollte sich loslagern von dieser Gemeinschaft, sobald sie sich Eschenburg's Händen entwunden.

Das Halbdunkel, der grelle Wechsel von Licht und Nacht in diesem Zimmer hinderte sie, in seinem Gesicht zu lesen, was ihn hierher führte; aber seine unverkennbare Absicht, durch sein Kostüm und seine Haltung zu täuschen, verriethen nichts Gutes.

Zum ersten Male erkannte sie heute seine so frappant gemachte Ähnlichkeit mit Hangenstein. Nur unter dem Schutz derselben konnte er bis hierher gedrungen sein.

John ward ihr Schweigen langweilig.

„Aufrichtig gesagt, Baleska, kam ich, um Sie einmal wieder zu sehen, nachdem mir ein Zufall verrathen, daß Sie in diesem Hause.“

„Und... dieses Kostüm?“ fragte sie mit Unwillen.

„Hm! Ich komme eben aus einer Gesellschaft und da ich hier Alles so festlich erleuchtet fand... Die Dienerschaft konnte unmöglich alle Gäste persönlich kennen.“

„Und wie... und warum kamen Sie in dieses Zimmer?“

John zuckte lachend die Achsel.

„Ich weiß nicht, warum ich mir vorstellte, daß ich Sie hier hinten suchen müßte. Uebrigens kannte ich — ebenfalls durch Zufall — diese Lokalität!“

Er verschwieg natürlich, daß Eschenburg ihm eine genaue Zeichnung derselben gegeben.

Baleska schüttelte den Kopf, empört über diese offenbare Lüge.

„Erwarten Sie etwa, daß ich Ihnen glaube, was Sie da sprachen?“ fragte sie mit Entrüstung.

„O! Halten Sie mich für so wenig aufrichtig?... Uebrigens thut das nichts zur Sache. Nur um Eines bitte ich: es darf Niemand erfahren, daß ich hier gewesen. Wollen Sie mir morgen das Rendezvous gewähren, das ich so unglücklicherweise versäumen mußte? Es war gerade dieß die Frage, die ich Ihnen zu stellen beabsichtigte.“

„Ich kann nichts der Art versprechen.“

„Aber wenn es Ihnen möglich sein wird! Meines Bleibens ist hier in der Stadt nicht lange und ich hätte so Manches mit Ihnen zu besprechen.“

Baleska erblaste; sie ahnte, was er hier wollte.

„Oder sollten Sie es doch vorziehen, mir hier in dem traulichen, verschwiegene Dunkel Gesellschaft zu leisten? Die Wahl kann für mich nicht schwer sein... Ich bin, Baleska!“

Mit einer galanten Bewegung auf Wolf's Zeichen deutend, bot er ihr die Hand.

Entrüstet fuhr sie zurück und trat in die offene Thür. Er folgte ihr, sich im Dunkel haltend.

„Vergessen Sie unser Rendezvous nicht!“ flüsterte er, und ihre gegen ihn ausgestreckte Hand ergreifend, küßte er diese, und setzte ebenso hinzu: „Bei Ihrer eigenen Sicherheit! Niemand darf erfahren, daß ich hier gewesen!“ Leise und schonend schloß er die Thür vor ihr.

Baleska stand in dem jetzt dunklen Gemach, den Rücken zur Thür gewendet. Sie lauschte und lugte vorsich in die Flucht des Zimmers hinaus, in der sie entfernt dunkle Gestalten sich hin und her bewegen sah.

Dann plötzlich, von Angst getrieben, eilte sie vorwärts, schlug den Weg zur Halle ein, stieß hier zu ihrem Erschrecken auf Eschenburg und floh, ohne ihm länger Rede zu stehen, in das Treppenhaus.

In ihrem Schlafgemach angelangt, überfiel sie ein Jähern. Sie rannte über von einer Ecke zum andern, warf sich auf ihr Bett und schluckte, erhob sich wieder, streckte die Arme aus, suchend gen Himmel, schlug sich die Stirn, zerraupte das Haar und brach in Verwünschung ihres Daseins aus.

Ihrer Brust fehlte endlich die Luft, sie ächzte, die Hände auf dieselbe pressend; sie schrie auf, daß es durch die Zimmerhalle.

„Helterin über wieder! Helterin über dieses Glenden, das mir dreht, mich zu vernichten! Hab ich denn nicht selber den Muth, dieß zu thun! Auf was wartest du noch! Ich bin verflucht und verflucht für diese Welt, ein Ausgestoßener, der sich selbst von Räubern und Einbrechern mit der Strafe drehen lassen muß!... Und wenn jetzt da unten etwas geschieht, Eschenburg und Andere haben mich aus den hinteren Zimmern kommen gesehen, wird er, nachdem ich gethan, was er begehrte, Anhang nehmen, mich als den Schuldigen zu opfern, um seines Verpö-

chens gegen mich ledig zu sein?...

„Ich will fort... morgen schon, ehe!... Ich will lieber Hungers sterben, als dieses Dasein noch fernere tragen!“ Der Gedanke gab ihr einigen Trost.

Sie riß die Kleidung vom Leibe und hüllte sich in ihre Nachtwand, und sich fürchtend vor den engen vier Wänden, in dem Schlafgemach, eilte sie hinaus in das andere Zimmer, wo sie den Menschen näher zu sein glaubte, und streckte sich auf das Ruhebett. Ermattet von Vorrath und Seelenpein, versank sie in einen Zustand des Halbbewußtseins, in welchem nur die wüsten, drohenden Traumgestalten sie wach erhellten.

Ein Schurkenstreich war eben unten im Hause gegen den Mann im Werk, für den sie aufrichtige Sympathie



Schlechte Waare. Zeichnung von A. Kozakiewicz. (S. 287.)

Baleska schwieg. Beide beobachteten sich forschend.

„Sie kann nur im Dienste Eschenburg's hier sein, denn ich sah sie mit ihm,“ dachte John. „Warum aber verschweigt er mir das? Weil er nicht weiß, daß wir Beide alte Bekannte?“

Er brach das Schweigen, seinen Platz auf dem Tisch verlassend und sich selbstbewußt an denselben lehrend.

„Sie scheinen nicht in bester Laune zu sein, Baleska,“ sagte er entschlossen. „Es wird auch spät und man könnte Sie vermissen... Kummern Sie sich also nicht um mich, wenn ich Lust habe, in diesem Zimmer ein wenig auszurufen; ich denke, es durch die Thüre dort und über den Hof zu verlassen.“

gewonnen, und sie mußte schweigen! Auch dieser Mensch, der sie einst auf der tiefsten moralischen Stufe hatte sehen müssen, hatte sie um ihrer Vergangenheit willen in der Hand, sie wußte sich umstellt, verrathen, verloren, und dieser Gedanke, der nicht von ihr wich, umgab ihre aufgeschreckte Phantasie mit den düstersten Bildern. Sie glaubte John's Schritte zu vernehmen, der sie aufsuchte, und barg das Antlitz dieser zwischen den Armen. Sie glaubte, John's Hand berühre ihren Nacken, und ein eisiger Strom überließ sie.

Dann hörte sie in der That ganz deutlich ihren Namen rufen. Sie lauschte, fast erstarrt vor Schreck,

regungs- und athemlos. Aber war das seine Stimme? Und jetzt berührte sie wirklich eine Hand... Sie froch zusammen, lauschte mit verhaltenem Athem, dann zum Aeußersten bereit, hob sie sich wie eine Tigerin, das Auge voll Haß, die Zähne knirschend auf einander gepreßt...

XXXIII.

Mit finsterner, entschlossener Miene war Wolf Baleska die Treppe hinauf zu der Frontispicewohnung gefolgt, die er bisher nur einmal betreten, als er das Haus bezogen.

In dem zu den Zimmern führenden Korridor sah er eine Thüre geöffnet; matter Lichtschein drang aus dem Gemach. Auch hier oben noch sättigte der das ganze Haus durchströmende Blumenduft die von unten so heiß heraufbringende Luft. Wie ein dumpfes Tongewirre hallte es unter ihm.

Er stützte sich an die Wand. Das Blut war ihm so ungestüm zum Gehirn gestiegen; ein leichter Schwindel bemächtigte sich seiner. Alles war still hier oben, so unheimlich still.

Minuten bedurfte er, um sich klar zu werden, was er

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Erste Frau: Dieses Jahr habe ich Etwas zu Weihnachten bekommen, was ich noch nie hatte.  
Zweite Frau: So, was denn? Das ist gewiß etwas Nares; bring' mal her.  
Erste Frau: Frostbeulen an den Füßen



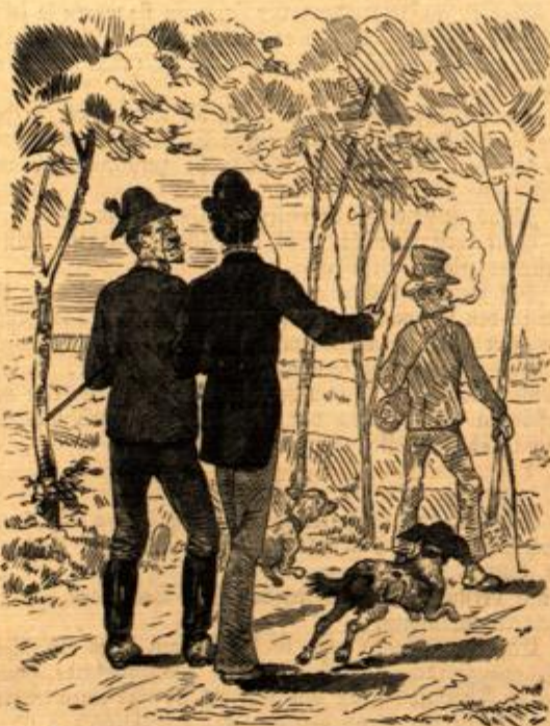
A.: Du wirst schauen, wenn Du meine Braut kennen lernst, ich sage Dir, man kann sich gar nicht satt an ihr sehen.  
B.: Ist sie so mager?



Frau: Schaffstopp, was machst Du da?!  
Mann: Ich, Kurotel, drüben steht Plumide ooch am Fenster und wenn der jetzt sieht, wie ich mich in de Zähne stodre, ärgert er sich, denn er glaubt, wir haben heut Mittag Fleisch gegessen statt Salzstoffseln.



Das kleine Pieschen (zu ihrer hübschen Wärterin): Warte, ich komm, der Soldat dort unten guckt immer zu mir herauf.



Promenirender Elegant zum Andern: Das müssen Sie doch zugeben, Eugen, wenn unhereins die Cigarre rauchte, die der Handwerksbursche davorne in die Luft bläst, mühte man doch sagen, sie röche wie die feinste Havana!



Frau (einer kirchlichen Trauung antwohrend): Mein Gott, dauert die Rede lang! Wenn sie noch weiter geht, hat das Brautpaar Zeit, sich wieder scheiden zu lassen, ehe die Predigt aus ist!

... wolle, obgleich er es unten gewußt. Er preßte die Hand an die heiße Stirn.  
"Sie muß gesehen, gehört haben! Sie wird mir die Wahrheit sagen!"  
Entschlossen trat er in die Thür und stand in einem nur von einer Kerze beleuchteten kleinen Empfangszimmer. Ein Taschentuch, ein Fächer lagen auf dem Tisch; am Boden lag ein Handschuh, der heftig von der Hand gerissen sein mußte. Lauschend stand er da. Eine Thür zur Seite führte in ein Nebenzimmer. Auch sie stand halb geöffnet; auch aus jenem Zimmer drang nur mattes Licht.  
"Sie wird mir sagen!"... Wolf schritt durch das

Zimmer. Das dumpfe Brausen unter ihm, der weiche Teppich machten seine Tritte unhörbar. Die Wärme im Gemach, der Duft wirkten fast betäubend.  
Er pochte an die Thür. Keine Antwort. Er öffnete dieselbe, stand in dem Rahmen und starrte auf eine ihm gerade gegenüber auf einen Divan hingestreckte Frauengestalt im weißen Nachtgewande.  
Die Daliegende hatte das Antlitz zwischen den ausgestreckten Armen auf dem Divan geborgen, das dunkle Haar hing wirr über ihren Nacken, die aus demselben herausgerissenen Blumen lagen am Boden.  
Sie war es; aber was hatte sie hier und in eine so

verzweifelte Lage getrieben? Rathlos stand er da; sich selbst fast unbewußt schritt er in's Zimmer hinein. Baleska regte sich nicht.  
Und dennoch wollt' er wissen! Es mußte auch Ungewöhnliches geschehen sein, was die sonst so ruhige Weib aus der Gesellschaft verjagt.  
"Frau von Kerstowan!" wagte er leise zu rufen, sich furchtjam, verwirrt zu ihr beugend.  
Keine Antwort. Keine Regung.  
Er wiederholte seinen Ruf, legte zaghaft die Hand auf ihren Nacken, fuhr aber erschreckt zurück, denn Baleska richtete sich bei dieser Berührung, den Arm wild und wie

zur Wehr erhebend, auf; mit bleichem, fast entstelltem Antlitz und brennenden Augen schaute sie, die andere Hand auf den Divan stützend, ihm in's Gesicht.

Eine Sekunde beiderseitigen Anstarens verstrich; dann senkte sie die Stirn, auf dem Divan sitzend faltete sie die Hände im Schooß.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau,“ begann er in haltloser Bestürzung über diesen Anblick. „Ich ahnte nicht, Sie so zu finden; ich mußte Sie auffuchen...“

„Mich?“ Sie schüttelte den Kopf. Das dunkle Haar fiel über Busen und Arme. Ihr Ton mußte aus dem Innersten eines gemarterten Herzens kommen.

„Ich vermag nicht, mir vorzustellen, was Ihnen widerfahren! Fassen Sie sich, gnädige Frau! Ist Ihnen irgend ein Unrecht geschehen...“

„Mir?... Bah, was sollte mir geschehen, das nicht schon geschehen wäre!“ Ihre Hände umklammerten sich konvulsivisch, ihre Brust bewegte sich stürmisch, tiefer sank ihre Stirn über dieselbe; dann plötzlich schüttelte sich ihr Körper wie im Fieberfrost.

„Verlassen Sie mich, Herr von Hangenstein!“ sprach sie dumpf vor sich hin. „Ich glaubte das Recht zu haben, wenigstens hier allein zu sein!“

Wolf starrte sie an, unwillkürlich auch die herabhängenden Hände faltend.

„Sie haben es!“ sprach er halblaut. „Ich bitte Sie um Verzeihung für mein Eindringen...“

„Verzeihen Sie es sich selber! Ich bin eine Dienerin dieses Hauses!“ Baleska's Stirn hob sich, sie blickte zwischen dem diese überflutenden Haar starr vor sich, dann plötzlich schob sie dasselbe zurück, presste die Hände gegen die Schläfen und stieß ein Keuchen aus.

„Eine Freundin sind Sie uns! Sie wissen es! Niemand darf es wagen... Sie selbst dürfen es am wenigsten!... Hat Sie Jemand verlegt...“

„Weßhalb kamen Sie? Weßhalb störten Sie mich?“ rief sie im Ton des Ueberdrußes. Ihr Fuß berührte dabei heftig den Boden.

„Ich selbst theilte dieß Gefühl.“

„Ich will Ihnen nicht länger zur Last sein!“ sagte er, sich entschließend. „Ich kam mit einer Frage an eine Freundin — er betonte das Wort — „Sie waren Zeugin einer Szene, über die Sie mir Aufschluß geben sollen...“

Baleska, ich liebe meine Frau...“

Der Name schien sie elektrisch zu berühren; sie fuhr zusammen; ihre Hände fielen wieder in den Schooß, ihr Kinn sank auf die Brust zurück. Die Worte, die er eben gesprochen, mochten sie eilig durchschauern.

Tiefe Stille herrschte. Wolf streckte die Hand aus, um beschwichtigend die ihrigen zu nehmen. Sie duldet es scheinbar fühllos.

Beide sahen nicht, wie in diesem Moment lautlos unter dem dumpfen Herausrauschen der Musik eine weiße Gestalt, ein leichenblaßes Frauenantlitz in der halb geöffneten Thür erschien, mit weit geöffneten Augen auf sie starrte, dann mit verhällten Augen sich ebenso geisterhaft abwandte und wieder verschwand. Und erst jetzt schien Baleska aus ihrem Stumpfsein zu erwachen. Sie fühlte erst jetzt, wie er ihre Hände in den seinigen hielt, erinnerte sich erst jetzt der letzten Worte, die er zu ihr gesprochen. Mit einer rapiden Bewegung schnellte sie vor ihm auf und, ihn mit stehendem Blick anstarrend, zeigte sie ihm ihre zuckenden Gesichtsmuskeln.

„Sie... lieben Ihre Frau?“ rief sie hohnlachend... „Herr von Hangenstein, was kümmert das mich? Kommen Sie hierher, um mir dieß zu sagen, oder kamen Sie, um von mir zu hören, daß auch Andere sie lieben? Ich will nicht hier sein, um die Lauscherin, die Spionin zu spielen! Ich darf ja nicht einmal verrathen, was in mir selbst vorgeht!“ Ihr Blick traf Wolf mit einer versengenden Flamme, vor der er zurückschreckte. „Ich bitte um Nachsicht,“ setzte sie in heftigem Wechsel von Ton und Haltung hinzu, das Antlitz senkend, mit schlaff herabfallenden Armen — „um Nachsicht, wenn ich heute lässig in einem Dienst gewesen, den ich — morgen verlasse!“

Ohne ihn noch des Anblicks zu würdigen, verließ sie den durch ihre Ekstase halb Vernichteten, schritt schwankend durch das Gemach, verschwand in einer Nebenthür und schlug dieselbe dröhnend hinter sich zu.

Wolf war es, als vernehme er hinter derselben ein lautes und wildes Auslachen. Erschüttert, beschämt suchte er vergeblich nach Fassung. Endlich schritt er hinaus und warf sich haltlos im vordersten Zimmer auf einen Sessel.

Was sie ihm gesagt, tobte ihm im Gehirn. Es sauste und brauste in demselben.

Daß auch Andere sie lieben! Das war es ja, was er hatte wissen wollen! Aber daß... auch sie, daß Lucy einen Andern liebe? Hatte sie auch das gesagt... Die Augen schließend, sah er da. Unter ihm begann das Orchester wieder seine lustige Melodie — ein Hohn auf seine Stimmung.

Nichts hatte sie gesagt von Lucy, aber... daß auch Andere sie lieben! Das bohrte ihm im Herzen... Und wenn nun dieser Andere sie liebte... Aber sie hatte ihm ja selbst einst gestanden, sie habe diesen Andern geliebt!... Sie könne nicht lügen, hatte sie freilich hinzugesetzt... Ja, damals hatte sie vielleicht die Wahrheit gesagt, aber wer besugte diesen Andern, sie aufzusuchen, sich ihr wieder zu nähern, wenn nicht sie selbst es gethan! Und mit eigenen Augen hatte er gesehen, wie sie, sich unbeobachtet glaubend, ihm die Hand gereicht... Und mehr noch mußte in dem stillen Winkel zwischen ihnen vorgegangen sein! Frau von Kerstowan, die er vorher noch so ruhig gesehen, von deren aufrichtigem Interesse für sein Haus er überzeugt war, sie war dadurch in eine Aufregung versetzt, deren Aeußerung ihn soeben erschreckt. Daß sie es gut mit ihm meine, davon hatte er schon mancherlei Zeichen; nur die Ueberzeugung, daß er von seiner Gattin betrogen werde, konnte sie in diese Stimmung veretzt haben... Und das Haus verlassen wollte sie, die für Lucy immer eine so ehrliche Freundin gewesen... Warum?... Weil... Aber dieser letzte verzehrende Blick, mit welchem sie ihn angeschaut, ehe sie gegangen... Was bedeutete der Blick?... Liebte sie ihn? Wollte sie dieß andeuten, als sie gerufen, sie dürfe sich selbst ja nicht einmal verrathen... O, wer die Weiber doch kannte, dieses Geschlecht, das keine Logik duldet! Und er war in dieser Wissenschaft am meisten unerfahren!

Vergebens lauschte er, ob sie nicht noch zurückkehren werde! Aber Alles blieb still; nur unter sich vernahm er die Musik, die dumpfen, dröhnenden Takte der Tänzer, die kein Ende finden konnten.

Er wollte wieder hinab. Er wußte ja, was er hatte wissen wollen... Dieser junge Mann, der wie ein Schatten kommenden Unglücks schon damals vor ihm erschienen, hatte es gewagt, ihm Hohn zu bieten unter dem Schilde der Verwandtschaft!... Er kannte eine solche nicht, wollte sie nicht kennen, hatte schon von Anfang eine so gerechte Abneigung gegen sie empfunden. Dieselbe war allein Schuld an seinem Unglück, seiner Schmach!... Hatte diese Ernesta ihm wohl einen einzigen Tag der Ruhe gelassen, und gab es unter allen diesen jungen Weibern, die Tag und Nacht keine Raft kannten, eine einzige, die so toll wie diese?... Baleska kam nicht zurück... Er erhob sich also und taumelte den Korridor entlang. Erstreckend umring ihn die im Treppenhause heraufsteigende Hitze der Kandelaber und Gaslüstres. Mit verwirrten und geblendeten Augen starrte er hinab in das bunte, in die Vorhalle herausquellende Gewühl, auf den beweglichen Blumengarten der Coiffüren, auf die erhitzten Nacken, die blitzenden Uniformen und den Sternenhimmel die Waffenröcke und Fracks schmückender Dekorationen.

„Welch ein Unsinn, alle diese Menschen zur Entfaltung all ihrer Thorheiten auf einen Haufen zu versammeln?“ spottete er, noch immer in das Getriebe hineinstarrend, in welchem ihm kaum ein einziges Gesicht wirkliche Sympathie einflößte. Alle, Alle hatte er sie gleichsam nur im Fluge, ohne Interesse, hier und dort gesehen, mit ihnen immer wieder dieselben gleichgültigen Reden gewechselt und Morgens erst sein Haupt auf das Kissen legen dürfen mit dem Gefühl des Dankes, sie bis zum nächsten Abend los geworden zu sein!... Aber er mußte wieder unter sie, denn sie waren ja seine Gäste!... Langsam stieg er die Treppe hinab; die Tonwellen des Orchesters strömten ihm aus dem weit geöffneten Salon entgegen... Da plötzlich bahnte sich durch die Menge der in der tropfischen Hitze der Halle Kühlung Suchenden einer seiner Diener den Weg. Alle schauten sie zurückweichend mit Bestürzung auf ihn.

„Was ist geschehen?“ riefen fünfzig Stimmen. „Wolf verstand nicht, was man einander zurief. Aller Gesichter zeigten Bestürzung.“

Mit wenigen Schritten war er mitten unter ihnen. Er trat in den Salon und überschaute denselben. Die Musik war hier plötzlich verstummt; in der Mitte des großen Raumes hatte sich ein Kreis der Tänzer gebildet; Andere strömten von allen Seiten herzu. Auch Lucy schwebte mit verstörtem Gesicht durch den Salon; er sah, wie man ihr Raum gab, und eilte ebenfalls vor.

XXXIV.

Während das Orchester im wildesten Tempo die Tänzer durch den großen Salon jagte, hatte plötzlich ein Ereigniß der Lust ein Ende gemacht. Der Tanz hielt inne, die Musik verstummte, Alles lief auf einer Stelle des Salons erschreckt zusammen.

Eine der Damen war in den Armen ihres Kavaliere zusammengebrochen — Ernesta, die der anwesende Hausarzt im Theesalon schon gewarnt, als sie über einen leichten Schmerz in der Brust geklagt, war bewusstlos von ihrem Tänzer auf einen Sessel getragen worden.

Das sonst so unruhige Köpschen des armen Irwischs war über die Lehne gesunken, ihre Arme hingen regungslos herab, ein Blutstropfen entquoll den fahlen Lippen, ein anderer färbte schon die marmorweiße, regungslose Brust.

Die ganze Gesellschaft, die noch athemlose Jugend des Ballsaals umringte die traurige Szene, die Herren blickten stumm vor Schreck auf die Daliegende, die Damen flüsterten einander in gleicher Erregung zu.

Da kam Pablo herbeigestürzt, er beugte sich über sie; den Arm um ihren Nacken legend, rief er sie mit den zärtlichsten Namen und blickte mit Verzweiflung im Antlitz nach Hülfe aus. Und jetzt schwankte auch Lucy händeringend in den Kreis, schrak aber entsetzt zurück, als sie die Entstellung der Schwester sah.

Die Unglückliche war selbst in einem erbarmenswerthen Zustand. Sie, die so theilnahmvoll zu der Freundin hinausgeeilt, um ihr Hülfe zu bringen, hatte die Zeugin

einer stummen Szene sein müssen, die ihr das Blut in den Adern zu Eis erstarrt.

Mit brechenden Knien war sie wieder herabgeschwankt, und sie, die Allen heute ein freundliches Gesicht zu zeigen verpflichtet, hatte, während die Musik, der Tanz sie umstoben, vergebens ein stilles Plätzchen gesucht, um sich aufzuweinen. Das plötzliche Verstummen der Musik, der Ruf nach Hülfe führten sie an den Unglücksplatz, und kaum hier angelangt, sah sie auch Wolf, wie er ihr gerade gegenüber in den Kreis der Rathlosen trat... Wolf, den sie vor wenigen Minuten noch gesehen, wie er... Sie wagte nicht, ihn anzuschauen; ihr Herz wollte brechen. Sie selbst so unglücklich, betrogen durch ein Weib, dem sie so viel Freundschaft geschenkt, durch ihn, an dem sie mit kindlicher Liebe hing, auf dessen Ehrlichkeit sie geschworen hätte!

Sie wagte auch nicht, ein Wort an ihn zu richten; sie gelähmt, thatlos starrte sie hin, ihre Hände hingen gefaltet herab, ihre Glieder vermochten kaum, sie aufrecht zu halten; ihr Herz that so weh... „So muß es natürlich kommen!“ vernahm sie jetzt Wolf's zürnende Stimme neben sich, als er ganz in den Kreis getreten. „Ein so gebrechlich Ding und tobt wie eine Wilde!“

Wie herzlos das Klang! Aber hatte er denn für sie, für ihr armes Herz Mitleid gehabt? Indeß, sie sah zu ihrem Trost, daß er, der einzige Entschlossene, die Bewußtlose wie eine Feder in seine Arme hob und sie, von dem händeringenden Pablo gefolgt, zum Salon hinausstrug.

Auch sie folgte mit geblendetem Auge, mit schmerzender Brust, gelähmten Gliedern. Sie rang vergebens nach Fassung und betrat, selbst hülflos, ihr Schlafgemach, in das Wolf die Unglückliche getragen. Pablo stand bereits wie der Tod an dem Lager, auf dem Ernesta dahingestradelt lag. Kein Zeichen verrieth Leben in der Aermsten. Der Arzt, der vergeblich gewarnt, bahnte sich durch die Gänge den Weg und beugte sich kopfschüttelnd über die Kranke.

Wolf entfernte sich jetzt mit den übrigen Herren, die theilnahmvoll bis zur Thür gefolgt, als der Arzt durch einen Wink um Ruhe gebeten.

„Sie hat es nicht anders haben wollen!“ murmelte er unter dem Eindruck dieses traurigen Vorfalles, für den Moment seinen eigenen Kummer vergessend. „Und Andere werden es auch dahin bringen, wenn sie's nicht anders machen!“

Mit gekreuzten Armen stand er einen Augenblick müßig, sich der eigenen Angelegenheit erinnernd und theilnahmlos auf die Konfarnation blickend, die sich der Gäste bemächtigt; dann trat er in den Saal und ward hier von Fragen den bestürmt.

Den jungen Damen, die, so plötzlich unterbrochen in der wildesten Galoppade, mit erhitzter Brust und fliegendem Athem ihn umringten, hätte er sagen mögen: „Nehmt euch ein Beispiel daran!“ aber er zuckte schweigend die Achsel.

„Ich habe sie immer gewarnt!“ war seine einzige Antwort. „Aber es wird ja hoffentlich so schlimm nicht sein!“ Die Stimmung war dahin. Gruppeweise stand die bestürzte Gesellschaft. Man wollte noch tröstende Nachrichten abwarten, ehe man sich trennte, denn es war ein Uhr.

Sie sei wieder zum Bewußtsein zurückgekehrt, aber der Arzt hege große Besorgniß, so verbreitete es sich alsbald in der Gesellschaft.

Eichenburg trat jetzt in großer Erregung zu Wolf. „Welch ein unseliges Ereigniß!“ rief er im wärmsten Mitgefühl. „Frau von Kerstowan ist doch bei ihr, um zu helfen?“

Wolf zuckte beim Klange dieses Namens. Er antwortete nicht und sah zerstreut, wie die Räume sich leerten.

„Wir sind hier lästig,“ fuhr Eichenburg fort mit der Miene, als wolle er sich verabschieden. „Ich muß gehen, mich hat dieser Vorfall so ergriffen, daß ich an Schluß nicht werde denken können. Auch Sie werden eine unruhige Nacht haben; aber helfen können Sie hier ja nicht! Die wär's, wenn wir, sobald wir weitere beruhigende Nachrichten erhalten, noch eine Promenade in der kühlen, erfrischenden Nachtluft machten?... Die Atmosphäre hier ist erdrückend durch die üppige Vegetation, die durch das Licht zur höchsten Ausstrahlung getrieben wird.“

„Ich begleite Sie!“ rief Wolf schnell. „Ich will nur abwarten, bis die Gäste... Man wird mir auch noch Nachrichten bringen...“

Einer der Diener meldete ihm, als er gedankenlos einige Herren in die Halle begleitete, die Kranke fühle sich besser, aber es sei die höchste Ruhe vonnöthen; es solle Niemand zu ihr.

Wolf gab Eichenburg einen Wink. Auch er entfernte sich in dessen Begleitung mit den letzten Gästen und plaudernd schritt er mit ihm in die Stadt.

„Eine kleine Zerstreuung wird uns wohl thun nach dieser Gemüthsaffektion,“ sagte Eichenburg, als er scheinbar absichtslos vor dem Hotel stand, in welchem wir ihn mit John gesehen und in dessen Souterrainrestaurant noch Alles hell beleuchtet war. „Wie denken Sie über eine Flasche Champagner? Ich möchte auch noch über die Abendblätter hören. Die Nachtdroschken da drüben führen Sie nach Hause, wann Sie wünschen.“

Wolf folgte ihm. Er verarbeitete noch immer in sich, was ihm heute Abend geschehen. In den hinteren Zimmern fanden sie eine Gesellschaft von ihnen zum Theil bekannten Herren, unter diesen namentlich die Geschäftsteleute, mit

denen ihn Eschenburg bereits in finanzielle Beziehung gebracht.

Der Letztere schien bald wieder heiter gestimmt; was man ihm von der Börse erzählt, befriedigte ihn; er warf auch Wolf einige Worte hin, die ihn hinsichtlich seiner Spekulationen erfreuen sollten, aber der war zerstreut und hatte keinen Sinn dafür.

„Mit Hundertunddreißig mindestens!“ flüsterte ihm Eschenburg endlich ganz entzückt zu, aber auch das rührte ihn nicht.

Wolf trank in dieser Nacht sehr stark, aber ihn berauschte der Champagner nie, wenn nicht die Aufregung hinzukam. Valosta's sonderbares Benehmen und ihre Neufierungen kamen ihm nicht aus dem Sinn; er hatte Eschenburg unterwegs absichtlich nichts davon sagen wollen. Jetzt drängte es ihn dazu, aber er fand keine Gelegenheit, denn dieser hatte sich bereits an den Spieltisch gesetzt; er pointierte mit hohen Banknoten und schaute mit triumphirendem Lächeln zu ihm zurück.

Der Tag war bereits angebrochen, als Wolf, in die Droschke zurückgelehnt, mit wüsten Sinnen und schlaftrunken heimwärts fuhr.

Auch er hatte gespielt und enorme Summen verloren. Aber nicht das war es, was sein wüstes Gehirn beschäftigte. Valosta sollte ihm beichten; mit der Idee kehrte er heim.

Er wollte auch sein Lager nicht mehr suchen. Wenn jetzt am Morgen Lucy bei der Kranken beschäftigt und das Hinwegräumen all' der Dekorationen, die Säuberung des Hauses Alles beschäftigte, wollte er sie aufsuchen, und sie sollte und mußte ihm bekennen.

Wie heftig und leidenschaftlich dieses sonst so ruhige Weib gewesen! Das konnte nur durch ganz besondere Veranlassung geschehen sein!... Das Haus wollte sie deshalb sogar verlassen, aber das durfte nicht sein. Und was dann weiter, wenn sie ihm wirklich bekannt... Er wußt es nicht, aber Einer war ihm im Wege, ihm, Wolf von Hangenstein, der mit seiner Ehre nicht scherzen ließ!

(Fortsetzung folgt.)

Schlechte Waare.

(Bild S. 284.)

Alle Kleider kaufen scheint ein gefährliches Geschäft zu sein, selbst für so erfahrene Händler, als der Israelit auf unserem Bilde, der aussieht, als verstände er sich auf derartige Waare. Der Verkäufer muß aber wohl dem Handelsmann noch „über“ gewesen sein, denn des Letzteren Gesicht, als er nun seinen Kauf auf der Straße bei hellem Tageslicht besieht, sagt sehr deutlich, da habe ich 'mal wieder einen dummen Streich gemacht, das kann lange dauern, bis ich hiebei meine Auslagen nur wiederbekomme; wenn ich auch nicht gerade „bejammert“ bin, so habe ich doch ein schlechtes Geschäft gemacht und solches ist immer schlechte Waare, wenn auch noch so billig. Wenn's „gute Sach“ ist, wird man sie noch immer los; es geht vielleicht nicht schnell, wenn sie theuer ist, aber diese Hosen, — da scheint ja beinahe das Tageslicht durch, und jetzt man einen „Flicken“ ein, sinkt der „Kurs“ noch mehr. Man sollte gar nicht glauben, daß die Studenten jetzt so gewissenhaft ihre „Sachen“ austragen. Ja, da waren's früher bessere Zeiten, habe ich doch einmal von einem Studenten eine fast neue Hose gekauft für einen halben Gulden, wo drin saß eine Brille, die drei Gulden werth war. In dieser Hose steck nichts drin, das will ich beschwören, und unter solchen Gedanken zieht Jakob Izklaib mit seinem Kauf nach Hause, woselbst er von seiner Gattin nicht gerade mit Schmeicheleien über sein kaufmännisches Genie empfangen wird.



Aus allen Gebieten.

Halbachte Edelsteine.

Um Schmuck, welcher billig sein soll, trotzdem mit echten Steinen versehen zu können, hat man zu einem Auskunftsmittel gegriffen, welches in folgendem besteht: Dünne Platten des Edelsteins, z. B. von Smaragd, werden an einer Seite mit einem Glasflusse überzogen, dessen Farbe jener des Steines ganz genau gleich ist und der Glasfluß dann ebenfalls geschliffen. Wenn man einen dergleichen Stein so faßt, daß die Platte des Edelsteines nach außen, der Glasfluß nach innen gewendet ist, so zeigt der Stein wenigstens an der Oberseite die Eigenschaften des Edelsteines, namentlich die große Härte desselben. Man bezeichnet solche halbachte Edelsteine als „unterlegte Edelsteine“ oder auch als „pierres fines doublées“. Wenn dergleichen unterlegte Steine geschickt gefaßt sind, so ist es selbst für den Kenner schwer, dieselben von vollkommen echten Steinen zu unterscheiden. Der Unterschied ist aber leicht zu machen, wenn man den Stein so vor das Auge hält, daß das auf die obere Fläche fallende auffallende Licht unter einem stumpfen Winkel in das Auge gelangt; die Fläche, an welcher sich der Stein und das Glas

berühren, erscheint dann in Folge des verschiedenen Lichtbrechungsvermögens beider Körper ganz deutlich und kann von Nichtkundigen für einen durch den Stein laufenden Sprung gehalten werden. Leider kommen gerade in Bezug auf die unterlegten Steine seitens mancher Händler Täuschungen des Publikums vor, welchem die Steine als vollkommen echte verkauft werden.

Dauerhafter Bindfaden.

Bindfaden so zu präpariren, daß sie den Einwirkungen der Feuchtigkeit und Luft widerstehen, geschieht auf folgende Weise: Man legt den Bindfaden 1/2 Stunde lang in eine starke Leimlösung, nimmt ihn wieder heraus, trodnet ihn etwas und legt ihn hierauf 1-2 Stunden in eine starke und warme Abkochung von Eichenrinde, zu der man etwas Katechu hinzugesetzt hat. Nach dem Herausnehmen aus der Eichenabkochung wird der Bindfaden getrocknet und mit einem in Öl getränkten Lappen geglättet; er erhält dadurch das Ansehen einer Darmsaiten und widersteht vollständig den Einwirkungen der Luft.

Tintenflecke aus Stoffen zu entfernen.

Zur Entfernung von Tintenflecken benützt man statt des seit her gebräuchlichen Chloralkali oder Kaliumsalzes bei solchen Stoffen, deren Farbe durch die genannten Mittel angegriffen werden kann, besser eine Lösung von phosphorsaurem Natron. Hiemit kann man auf folgende einfache Weise verfahren: Bevor man den betreffenden Stoff in das Waschloß bringt, läßt man auf den Tintenstreck einige Tropfen Talg von einem Lichte fallen und wäscht das Zeug in der genannten Lösung, bis der Talg und mit ihm auch die Flecken verschwinden. Ist letzterer nicht vollständig beseitigt, so wird er doch nach einer Wiederholung des Verfahrens verschwinden.

Ein nützlichtes Loth.

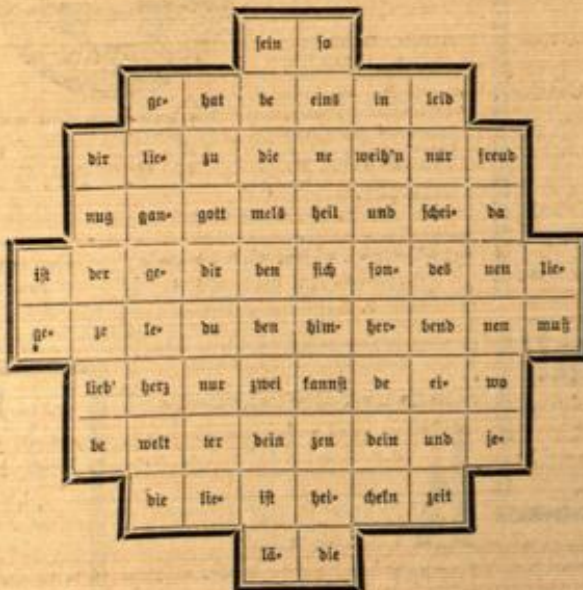
Eine weiche Legirung, welche an Metallen, an Glas- und Porzellanoberflächen so fest haftet, daß man sie zum Löthen verwenden kann für Artikel, welche keine hohe Temperatur auszuhalten haben, besteht aus Kupfermehl, erhalten durch Ausfällen aus einer Lösung von schwefelsaurem Kupfer mit Zink. 20, 30 oder 36 Theile dieses Kupferstaubes werden, je nach der erforderlichen Härte, in einen gußeisernen oder mit Porzellan ausgefütterten Mörser gebracht und mit Schwefelsäure von 1,85 spezifischem Gewicht gemischt. Zu dem so geformten Kuchen fügt man dann — unter beständigem Umrühren — 70 Gewichtstheile Quecksilber hinzu. Wenn gründlich mit einander vermischt, muß das Amalgam sorgfältig in warmem Wasser abgeseigt werden, um alle Säure zu entfernen, und dann zum Abkühlen beiseite gelegt werden. In 10 oder 12 Stunden wird es hart genug sein, um Zinn damit tragen zu können. Wird es dann gebraucht, muß es auf eine Temperatur von 375 Grad Celsius gebracht werden, und wird dann durch Kneten in einem eisernen Mörser so weich wie Wachs. In diesem behaltbaren Zustande kann es auf irgend einer Fläche ausgebreitet werden, an welcher es, wenn abgekühlt und hart geworden, mit großer Zähigkeit haften bleibt.

Waschen des Kaffees.

Schon vor Jahren empfahlen Bewohner des Kap der guten Hoffnung das Waschen des Kaffees, indem sie auf die unreinliche Behandlung desselben seitens der Neger hinwiesen. Befolgt man diesen Rath, so wird man sich überzeugen, daß durch das Waschen des Kaffees ein Schmutz entfernt wird, von dessen Dasein man vorher keine Ahnung hat. Zudem besitzt der gewaschene Kaffee eine größere Kraft, als der ungewaschene, nur darf er nicht zu braun geröstet oder gebrannt werden. Die Mühe des Waschens selbst ist gering. Man sucht zunächst die schlechten Bohnen, Steinechen und allen sonstigen Unrath aus, worauf der Kaffee ein- bis zweimal mit lauem, aber nicht heißem Wasser gewaschen wird und trodnet ihn dann, auf ein reines Tuch oder Papier gebreitet. Vorrath zu waschen ist nicht vortheilhaft, da er leicht Feuchtigkeit behalten und dann schimmeln würde. Bei sehr theurem Kaffee bemerkt man auch hiebei sehr oft, daß derselbe gefärbt ist; das Wasser wird grünlich und hinterläßt auf dem Papier, wo er getrodnet wird, dergleichen Flecke zurück. Jedenfalls ist die Farbe der Gesundheit nachtheilig und verdient schon in dieser Beziehung das Waschen des Kaffees alle Beachtung.

Teufelsknoten-Rösselsprung.

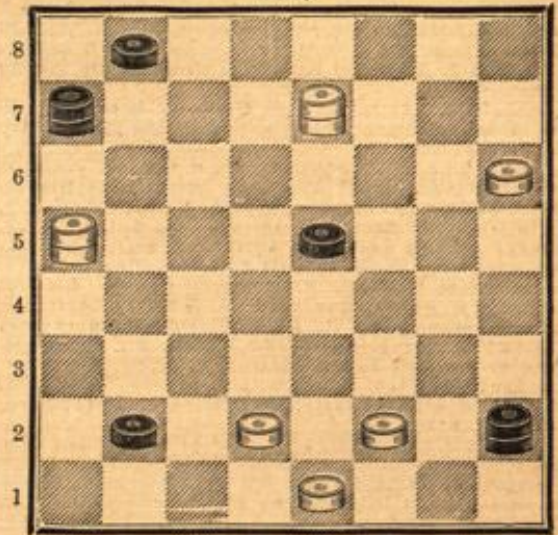
Von Epäglein.



Damespiel.

Aufgabe Nr. 7.

Schwarz.



Weiße zieht und gewinnt.

Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 6 in Nr. 20:

- Weiße: 1) H4-G5, 2) G5-F6, 3) D6-E7, 4) D.H6-G7, 5) D.G7-A1 gewinnt.
Schwarz: 1) B2-A1D, 2) D.A1-H8, 3) D8-F6, 4) F6-G5.
A: 1) B2-C1D, 2) D.C1-B2(B), 3) D.B2-H8.
B: 2) D.C1-A3, 3) F6-E7, 4) D.H6-F8 gewinnt.
(Wandere Spielarten leicht.)

Für nur zwei Mark vierteljährlich oder 35 Pfennig für das Heft

Deutsche Romanbibliothek

in wöchentlichen Nummern von je 3 Bogen oder in vierzehntägigen Heften in elegantem Umschlag reichliche Unterhaltung für die langen Winterabende in den besten neuen Romanen unserer ersten deutschen Romanschristlichen. Der kürzlich begonnene dreizehnte Jahrgang enthält in den bis jetzt erschienenen Nummern:

- Die schöne Wienerin, Roman von Hieronymus Form.
Der Adjutant der Kaiserin, Roman von Gregor Samarow,
Die tolle Braut, Roman von Eugen Salinger.

Außerdem ein interessantes Feuilleton. In der nächsten Nummer der „Deutschen Romanbibliothek“ beginnt neu:

Dornenkronen. Roman von Ida Boy-Ed.

Jede Buchhandlung, sowie jedes Postamt nehmen Bestellungen auf den dreizehnten Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek“ an. — Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte werden auf Verlangen vollständig nachgeliefert. Jede Buchhandlung sendet auf Wunsch die erste Nummer oder das erste Heft zur Einsicht in's Haus. Wir laden alle Abonnenten auf die „Illustrierte Welt“ zum Abonnement auf unsere „Deutsche Romanbibliothek“ als überaus billiges Ergänzungs-Journal freundlich ein. Ein Heftlein liegt dieser Nummer zu gesälliger Benützung bei. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt vormals Eduard Hallberger.



Hrn. J. Barden in Posen. Der Ausdruck ist ein Berliner Witz und heißt: Bescheidenheit ist eine Zier, Doch kommt man weiter ohne ihr. Wir möchten Ihnen ein poetisches Pendant dazu sagen, das in der Schweiz gebräuchlich ist, es lautet: Höflichkeit entkegelt immer, Auch das schönste Frauenzimmer. Abonnentin in R. Durch Streuen und Zerkräuben von wirklich gutem perfrischem Insektenpulver.

Hr. Elise G. in Leipzig. Die Zeitschrift heißt: „Der Dilettant“. Musterblätter für Vorkauf- u. Arbeiten. Vorkaufabonnement oder Bestellung beim Verleger Mey & Widmayer in München. Jährlich 4 Mark.  
 Hr. W. Floke in Minneapolis. Wir haben Ihre Anfrage unserem technischen Mitarbeiter übergeben.  
 Abonnent in Bregenz. 1) Joseph Dirch, Vollständiges kaufmännisches Rechenbuch (8. Auflage). Duedlinburg, Paff. 2) Kateschismus der Spinneri von H. Grothe, Leipzig, Weber. Bei A. Hartleben in Wien und B. F. Voigt in Weimar sind Werke über Textilindustrie erschienen.  
 Hr. F. L. Dahlenberg. Ihr Wunsch soll in Erwägung gezogen werden; nur fürchten wir, daß der Eitelkeit dieser „Martyrer“ dadurch Vorhub geleistet wird.  
 Richtige Lösungen von Rebus, Räthseln u. sind uns zugegangen von Hr. Kojing Wihlidahl, Prag; Wilhelmine Niederkhanen, Preßburg; Anna Gang, Järich; Bertha Ottenjoffer, Berlin; Hannah Karger, Frankfurt a. M.; Antonie Gray, Hannover; Emmy Steinlepp, Karlsruhe; Emilie Wulferding, Freiburg i. B.; Frau Elise Karlowa, Wien; Kanneite Gältz, Bern; A. Wolf, Elberfeld; Hr. M. Dietzen, Hamburg; R. Heller, Innsbruck; F. Schäfer, Stuttgart; O. Kunz, Mannheim; M. Wrih, Lüttich; G. Reckerow, Arnheim; E. Frauh, Karlsbad; J. Theodor, Nachen; W. Sirtelsh, Paris; J. Dulen, Chicago; W. Saum, New-York; E. Grähler, Kottbus; J. Nadler, Denontowitz; E. Sulmon, Posen; G. Richter, Lemberg; J. Breslawer, Spremberg; R. Leopold, Prag.  
 Hr. W. Blauel in München. Auf galvanoplastischem Wege. Trockenverfahren der Art und unbekannt.  
 Hr. Paul Fr. in Stettin. Wir müssen wohl den Sinn nicht recht herausbekommen können oder ein Schreibfehler liegt vor. „Dem Kammtgefühle“ der Liebe, diese Dichtertropfen trauen wir Ihnen nicht zu. Sonst gar nicht übel in der Pointe.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Hr. Wilhelm D. in Berlin. Die Ursache der Heiserkeit liegt in einer vorübergehenden, unvollständigen und mangelhaften Spannung der Stimmbänder, wodurch die Stimme rauh und unter Umständen völlig tonlos wird. Derartige Vorkommnisse sind meist die Folge eines Rehl-

kopflastig. Es kommt aber auch vor und zwar insbesondere bei chronischer (lange andauernder) Heiserkeit, daß organische Veränderungen und tiefere Entzündungen der Stimmbänder vorliegen, was durch den Rehlkopfspiegel, ein zur Untersuchung der betreffenden Organe bestimmtes optisches Instrument, konstatiert werden muß. In diesem Falle ist es abfolgt nötig, einen Spezialarzt zu konsultieren.  
 M. R. in Dr. R. D. in Leipzig. P. D. R. in G. Besorgte Mutter in Heidelberg. F. D. in Wien. G. T. in Kieja. L. S. in M. In allen diesen Angelegenheiten ist ohne persönliche ärztliche Untersuchung Rath zu erteilen nicht möglich. Dr. Et.

Anfragen. \*)

21) Wie gibt man braunen Saffianstiefeln Farbe und Glanz wieder?

Antworten:

Auf 20, rüthlich gemordene schwarze Spitzen aufzufärben: Man mache sich eine Abkochung aus Blauholz und Eisenvitriol, tauche die Spitzen und Gimpel hinein, lasse sie trocknen und bügelt sie nicht gar zu heiß.

\*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die blonde Wittwe, Roman von G. D. v. Dedenroth, Fortsetzung. — Das Wahringen aus der Hand. Skizze von Heinrich Heine-Rich. — Woher kommt das Port Hühnerauge? — Ein berühmter Arzt, Novelle von Pauline Schanz, Fortsetzung. — Birmanische Gefandtschaft in Paris. — Turin vom Romagnierkloster gesehen. — Erfindung der Nähmaschinen. — Die Hochblätter, Roman von Hans Wadenhülen, Fortsetzung. — Schlechte Waare. — Aus allen Gebieten. — Zusehender Koffelprüfung. — Tamspiel. — Kleine Korrespondenz.  
 Illustrationen: Die birmanische Gefandtschaft in Paris. — Turin. — Schlechte Waare, Zeichnung von A. Rozakiewicz. — Aus unserer humoristischen Kasse, sechs Originalzeichnungen.

Ankündigungen. Die Small gespaltene Nonparellgele oder deren Baum 1 Mark.

**Verfälschte schwarze Seide.** Man verkenne ein Mäntelchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Rechte, rein schwarze Seide trauert sich zusammen, verbleicht bald und hinterläßt wenig Farbe von ganz hellbraunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und brüht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Parblau erdweicht), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegenlicht zur ächten Seide nicht trüben, sondern klärt. — Zerbricht man die Asche der ächten Seide, so zerbricht sie, die der verfälschten nicht. Das Seiden-Fabrik-Depot von G. Henneberg (Königl. und Kaiserl. Hoflieferant) in Zürich verleiht gern Muster von seinen ächten Seidenstoffen an Jedermann, und liefert einzelne Rollen und ganze Stücke vollständig in's Haus, ohne Vorkaufzahlung. Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto. 776

Auflage 331,000, das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.



**Die Modenwelt.** Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1,25 — 75 Nr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten- und Handarbeiten, enthalten gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das jüngerer Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche u. wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfang.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntdruckerei, Namens-Gütern u. s. w. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3. 740

Sichere **HEILUNG** aller Drüsen, Nieren und dergl. Kostenfrei nebst Broschüre. A. Schormann, Schölar (Rippe).

GEORG EBERS-GALLERIE.

In unserem Verlage ist soeben vollständig erschienen: **GESTALTEN**

DEN ROMANEN VON GEORG EBERS.

Nach Gemälden von L. Alma-Tadema, W. A. Beer, W. Genz, P. Grot-Johann, H. Kaulbach, Ferd. Keller, O. Kullis, P. Simm, Laura Tadema, E. Teschendorff, P. Thumann.

In photographischen Reproduktionen von Fr. Bruckmann in München.

Unsere „Ebers-Gallerie“ enthält 20 Blatt Darstellungen aus den Romanen von Georg Ebers. Dieselbe liegt vor:

1) In einer **Imperial-Ausgabe** (Cartongröße 85x62).

In dieser Ausgabe werden die einzelnen Blätter abgegeben und zwar zum Preise von 15 Mark pro Blatt.

2) In einer **Grossfolio-Ausgabe** (Cartongröße 52 1/2 x 39). In dieser Ausgabe ist der Preis der 20 Kunstblätter complet in eleganter Mappe in Leinwand mit Lederrücken und mit geschmackvoller Gold- und Schwarzdruckpressung 60 Mark.

Die prächtigen Compositionen unserer „Ebers-Gallerie“ eignen sich zum schönen Wandschmuck, wie zum Auflegen im Salon gleich gut und werden den vielen Tausenden von Verehrern des berühmten Dichters hochwillkommen sein. — Alle Kunst- und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf die „Ebers-Gallerie“ an.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt vormals Eduard Hallberger.

**Bitte** Verlangen Sie gratis die Probelection zur **Schönschrift** oder das Probeblatt zur amerikanischen Buchhaltung **Gratis**

oder zur einfachen **Buchführung** und doppelt italienischen **Rechnen**

Guter Erfolg garantiert. — Keine Vorbezahlung. — Bitte adressiren Sie nur genau wie folgt: Erstes kaufmännisches Unterrichts-Institut, Abtheilung für brieflichen Unterricht „Postfach“ in Wien

**Emser Catarrh-Pasten.**

Neues Präparat gegen Husten und Heiserkeit. Mit den natürl. Quellen bereitet. Verbinden vorzögl. Wirkung mit angenehmem Geschmack und haben sich in kurzer Zeit Weiruf erworben. Verpackt in runden Schachteln à 75 und 40 g. Zu haben in den meisten Apotheken. Versandt in jeder Quantität nach Orten, wo noch keine Depots durch die Emser Catarrh-Pasten-Fabrik, Bad-Em.

**Gismaschinen**

zur Abführung von Keller-Räumen, zur Fabrication von Kryhall-Eis und Herstellung von kaltem Wasser, Mineralwasser-Apparate zur Erzeugung aller moussirenden Getränke.

**Vaass & Littmann, Halle a/S.**

Prämiirt auf allen großen Ausstellungen. Ausführliche Preisverzeichnisse gratis.

**Zur Jagd.**

Endlich ist es mir gelungen, einen **Leicht-Jagd-Karabiner ohne Knall** mit großem Kaliber, auch zu überschüssigen 3 Patronenlochen passend, herzustellen. — Dieser Karabiner eignet sich vorzüglich zur Jagd auf Hasen, Rehe und Samwild u. s. und hat man damit auf 100 Schritt einen Reichtumsgrad ohne Knall. — Auch macht es viel Freude, mit diesem Karabiner im Hof und Garten zu schießen; derselbe wiegt nur circa 2 Kilo, ist in einer Minute bequem in 2 Theile zu zerlegen und in die Tasche zu stecken. — Es kostet ein **Jagd-Karabiner ohne Knall**, recht eingeschoben für **30 Mark**. 50 geladene von überschüssigen Patronen (also fertigt Kugel- und Schrot-Patronen), sowie Zubehör, Riste u. gebe ich gratis. 100 leere Hülsen zum Selbstanfertigen der Patronen kosten 2 Mark. Jedem Käufer gestatte ich eine Probezeit mit diesem Karabiner von 4 Wochen und lausche dann noch sehr gern den Karabiner um.

**Hippolit Mehles, Waffenfabrik, Berlin W., Friedrichstraße 159.**

**Zur Barterzeugung**

ist das einzig sichere und weisse Mittel

**Paul Gosse's Original-Mustaches-Balsam.**

Erfolg garantiert innerhalb 4-6 Wochen. Für die Haut völlig unschädlich. Auch werden nicht mehr verdrängt. **Verbandt direkt, auch gegen Radnahme.** Der Dose M. 2. 50. Direkt zu beziehen von **Paul Gosse, Frankfurt a. M., Schillerstraße 12.**

**Internationales Patent-Bureau**

**Alfred Lorentz, Berlin S.W.**

Besorgung u. Verwerfung von Patenten in allen Ländern. Auskauf über jede Patentangelegenheit. (Prospectus gratis.)

Complete 1 Mtr. lange Pfeifen mit echtem Weichselrohr, weiß gebohrt, Dutzend 18 M., hochste 24 M., halblange 16 M., Brillonen 12 M. Probe 1/2 Dutzd. wird abgeben. Nicht Conv. zurückg. Illust. Prosl. fr. M. Schreiber's Pfeifenfabrik Düsseldorf.

**Apfelsinen**

(Orangen) oder Citronen von Messina, feinste, reife, gewaschene Früchte neuer Sorte 35 bis 45 Stück in einem schönen 10 Pfund-Korb, verpackt nach ganz Deutschland **paßung- und portofrei** gegen Nachnahme von **M. 2. 90**

**A. Maizi in Triest.**

Bei Abnahme von 3 Korbchen auf einmal an eine Werthe und frankierte Vorauszahlung des Betrags 25 Pf. v. Kost billiger. Nach Kellerreis-Insatz, auch versollt, a. H. 1.90, resp. H. 1.76 pr. Korb.

**D. Schumacher's Heilmethode**

heilt seit 16 Jahren schnell, sicher dauernd — ohne Berufsunfähigkeit — unter Garantie, brieflich alle Arten (auch die schwersten u. verzweifeltsten Fälle) von **Hautkrankheiten** etc. etc. nach eigener, selbsterfundener, stets bewährter Methode ohne Quecksilber, Jod oder anderes Gift, speziell Flechten, Wunden, Geschwüre.

**Nervenschwäche,** Bleichsucht, Magenleiden, Rheuma, Handwurm in einer Stunde; für den vollen Erfolg der Curen leiste Garantie. Meine Broschüre reich illust. 40. Auflage versende für 50 Pfg. Kreuzband, in Couvert 70 Pfg. frei, und sollte Keiner versäumen, sich dieselbe anzuschaffen.

**D. Schumacher, Berlin S.W. 719** Hagelbergerstr. 11.

In neuerer Zeit wurden von unseren **Koryphäen der medizinischen Wissenschaft** die **Rich. Brandt'schen Schweizerpillen** einer Prüfung unterworfen und dieselben für ebenso sicher wirkend, wie angenehm zu gebrauchen, und durchaus unerschütterlich erklärt.

Gegen **Kongestionen, Schwindelanfälle, Unreines Blut, Appetitlosigkeit, Verstopfung, Blähungen, Leber- & Gallenleiden, Hämorrhoiden,** überhaupt gegen Verdauungs- und Unterleibsstörungen haben sich die **Rich. Brandt'schen Schweizerpillen** in unzähligen Fällen bewährt und als dasjenige Mittel erwiesen, welches die vorzüglichsten Eigenschaften in sich vereinigt. Dieß sind denn auch die Gründe, auf welchen der Weltberühmte Rich. Brandt'schen Schweizerpillen sich beruht. Der billige Preis von **M. 1. pro Dose** machen dieselben Jedermann zugänglich, doch achte man darauf, die ächten Rich. Brandt'schen Schweizerpillen zu erhalten, welche auf der Dose ein Etikett, wie obige Abbildung zeigt, tragen. **Zu haben in den meisten Apotheken des In- und Auslandes, u. A.: Berlin:** Straußapothete, Gimbarnapothete; **Breslau:** Apotheker Dr. Weiglein; **Cöln:** Gimbarnapothete; **Dresden:** Wöhrensapothete; **Frankfurt a. M.:** Adlerapothete; **Hamburg:** Apotheker A. Koch; **Hannover:** Wöhrensapothete; **München:** Rosenapothete; **Strassburg i. E.:** Weijensapothete; **Stuttgart:** Apotheker Reichen & Scholl. Oesterreich: **Wien:** Apotheker R. Groß, Kohler Markt 12; **Schweiz:** Genf: Apotheker A. Sauter. 691

**Tamarinden-Conserven,** allein. Verfert. Apoth. KANOLDT, Gotha. Verlässliches Nagel gegen Verwölkung und alle durch dieselbe entstehenden Weiden (Wundschmerzen, Migräne, Congestionen u. s. w.) Metatars angenehmer Weinmud — erfrischende und belebende Wirkung auf das Verdauungssystem. Verodnung und Appetit nicht übermäßig vermindert nur den unangenehmen Magen. 65

Preis à Schachtel 80 Pf. — in allen Apotheken.

**Stottern!!**

heilt schnell und sicher die Anstalt von **Robert Ernst** Berlin W., Eichhornstraße 1. Prospect gratis u. franco. Honorar nach Heilung.

**Bandwurm mit Kopf,** Epul. u. Madenwürmer beseitigt nach eigener glänzend bewährter Methode **Hid. Währmann, Kössen i. Sachsen.** Spezialität. 14jähr. Praxis. Prospect, Auszug v. Attesten gratis u. franco.

**Oeldruckbilder-Verlag,** Paul Bayer, Dresden-R. 204. Porträts, Gemälde, Rahmen. Illust. Kataloge gratis und franco. Agenten und Provisions-reisende gesucht. 695

**J. BRANDT & G. W. NAWROCKI** besorgen & verwerthen **PATENTE** in allen Ländern **BERLIN W.** 124 Leipziger Str. 124

30 Bild. 1. **Collagen** 30. famose Buch 75 Pf. M. Franziskaner 50 Pf. Bäder und Voh. Katalog gratis. **Pikante** Artist. Institut 5 Aachenburg.

**Kanarienvögel.** R. Maschke, St. Andreasberg, Harz. Von vielen 1000 Kuect. hier nur 1: „Mit den vor einem Jahre von Ihnen bezogenen Harzer Egelchen bin ich sehr zufrieden. Dragica, Hauptm. 8. Inf.-Reg. Brunn.“ 664

**Harzkäse,** edel, pikant. Postfr. 9 1/2 Pf. **Harzkäse,** M. 1. 60 inkl. franco. geg. Nachnahme. **Serm. Käses janr., Gersburg.**

Etabliert **Julius Gertig,** 1843. etabliert **Ferdinand Gertig,** 1883. **Fonds- und Lotterie-Geschäfte, Hamburg.** Referenz die Börse seit 1843. Devise: „Und wiederum hat man bei Gertigs Glück!“ — Prospekte gratis und franco. Gewinnzahlung in Baar, nicht in Loose! — Agenten Rabatt! Börsenspekulation ausgeschlossen. Gewinn-Resultate von 1884 **kolossal!**

**Galvanische Niederschläge**

von den in unseren Journalen „Neder Land und Meer“ und „Illustrirte Welt“ erschienenen Illustrationen werden fortwährend zum Preise von 10 Pf. pr. Quadrat-Zentimeter abgegraben. **Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.**

Ein Gegenstand für die Garderobe jedes Herrn. **JOHN HAMILTON & Co.'s** PATENTIRTE TRAGKLEIDER **Rosen-Strecker**

Edelste Metallle an der Leber. Ist Bek. 1884. Durch den Gebrauch dieser Erfindung behalten die Hosen ihre ursprüngliche Länge und Form. Sie werden ausgetragen sind, auch wird dem Einstricken nach dem Waschen vorgebeugt.

Die Tausende in Gebrauch in der ARMEE und MARINE für SPORTMÄNNER und andere Herren in England zeigen für die Nützlichkeit dieser Erfindung. Zu haben bei allen Anverwandten. Ein GROS VERKAUF nur bei Zollvereins-Steuerlage, Wilhelmstraße 50, Hamburg.